

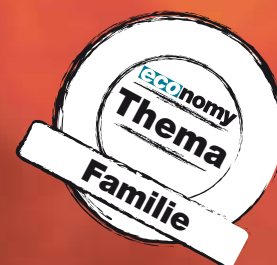
Interview: Volkswirtschaftsprofessor Alexander Van der Bellen über die soziale Gerechtigkeit

economy

Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung

26. 3. 2010 | € 2,-
N° 82 | 5. Jahrgang

Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien
Aboservice: abo@economy.at
GZ 052036468 W
P.b.b. Verlagspostamt 1010 Wien



Blut ist dicker als Wasser

Die Familie ist lebendiger denn je. Und wie. Sie formt das Leben, bestimmt und lässt einen nie wieder los.

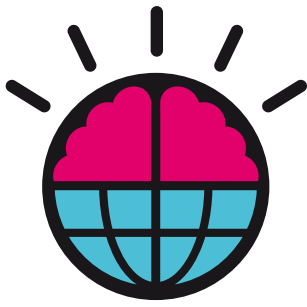
Bildung: Universitäten – Der Kampf gegen Bologna Seite 12

Technologie: Internationales Landleben – Arbeiten mit dem Baby im Büro Seite 19

Wirtschaft: Eigenständiges Denken – Kreative Kinder und Deoroller Seite 30

Dossier: Jugend – Österreichs Kinderbetreuungssystem in der Krise ab Seite 37

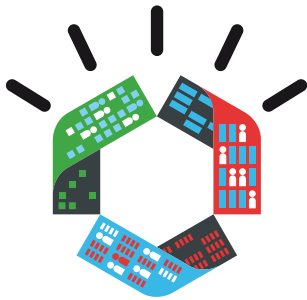




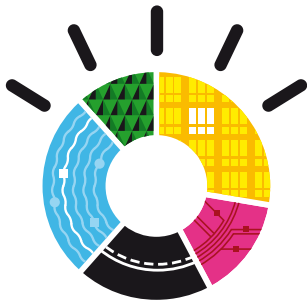
Intelligente Datenanalyse verwandelt
Informationsflut in Erkenntnisgewinnung.



Intelligente Energieversorgungsnetze
reduzieren Ihre Stromrechnungen.



Intelligente Personen steigern die
Produktivität Ihres Unternehmens.



Intelligente IT-Infrastruktur vernetzt
Ihre Systeme effizienter.

In den heutigen Zeiten sind Sie mehr denn je darauf angewiesen, zuverlässige Prognosen zu den angestrebten Geschäftsergebnissen zu erstellen, um fundierte Entscheidungen zu treffen. Nicht nur in der Wirtschaft, auch in der öffentlichen Verwaltung geht es immer mehr darum, Abläufe zu verbessern und möglichst kosteneffizient zu arbeiten.

Anerkannte Spezialisten bieten Ihnen wertvolle Einsichten, Innovationen und Möglichkeiten, um Ihr Unternehmen mit den IBM Cognos Lösungen intelligenter zu gestalten. Nutzen Sie die Gelegenheit, Expertenmeinungen aus Wirtschaft und öffentlicher Verwaltung einzuholen, neue Ideen zu sammeln und praxisorientierte Tipps mitzunehmen, um die neuen Lösungsansätze in Ihrer Organisation wirksam umsetzen zu können.

IBM COGNOS FINANCE FORUM 2010

Einladung zum IBM Cognos Finance Forum 2010

am 15. April 2010 im Hotel Vienna Imperial Riding School in Wien.

Die branchenübergreifende Fachveranstaltung für Finanz- und IT-Spezialisten.

IBM COGNOS GOVERNMENT FORUM 2010

Einladung zum IBM Cognos Government Forum 2010

am 27. Mai 2010 in Palais Ferstel in Wien.

Innovative Wege für moderne Verwaltungen.

Anmeldung und weitere Informationen unter

ibm.com/at/events

Quickonomy

Die Macht der Familie5
Können wir dem Schicksal, das die Familie vorzeichnet, nicht mehr entinnen?

Ein überaus „heißes“ Thema6-7
economy-Recherchen zeigen, dass Bonusvergütungen für Mediaschaltagenturen ein heikles Thema sind.

Der Weg des Dialogs 14-15
Wissenschaftsministerin Beatrix Karl zu „Bologna reloaded“ und Studienplatzfinanzierung im Interview.

Chat, Spiel und Video18
Jugendliche passen ihr Kommunikationsverhalten den technischen Möglichkeiten an.



Wege aus dem Achterbahneffekt..... 31
Elterngeld und Betreuungseinrichtungen: Wie Europa seine Babys und ihre Familien finanziell unterstützt.

Wenn Eltern hilfsbedürftig werden 33
Der Rollentausch, vom versorgten Kind zum pflegenden zu werden, ist kein leichter.

Konsumenten an der langen Leine 34
Kaufen hat gerade für Jugendliche eine sinnstiftende Qualität: Hast du was, dann bist du was.

Das große Hoffen auf Keuschheit..... 43
In keinem westlichen Land werden mehr Schülerinnen ungewollt schwanger als in den USA.



Kommentare

Facebook-Familie 48
Michael Liebming über das Verfolgen der Olympischen Winterspiele in Vancouver via Facebook.

Protest war gestern 48
Arno Maierbrugger über die abnehmende Protestkultur der Jugend von heute.

Kindergarten-Alarm..... 48
Christine Wahlmüller über Kompetenzstreitigkeiten zwischen Bund und Ländern bei Kindergartenstandards.

Jugend ist politisch..... 49
Nicole Kornherr über das äußerst heterogene Spektrum der jungen Generation.

Werte im Wandel 49
Werner Beutelmeyer über tief greifende Veränderungen in unserer Gesellschaft.

Konflikte klären..... 49
Christiane Raimann über Mediatoren zur Konfliktlösung in Familien.

Standards

Editorial4

Special Wissenschaft und Forschung... 16-17

Special Innovation20-29

Test46

Buchtipps, Schnappschuss, Termine.....47

Letztens trafen wir50

IMPRESSUM

Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.,
1010 Wien, Gonzagagasse 12/12

Geschäftsführender Herausgeber und Chefredakteur: Christian Czaak (cc)
Redaktion und Autoren: Michaela Czaak, Ralf Dziobowski, Margarete Endl,
Michael Liebming, Arno Maierbrugger, Emanuel Riedmann, Alexandra
Riegler (ari), Gerhard Scholz, Christian Stemberger, Christine Wahlmüller,
Anna Weidenholzer

Illustrationen: Carla Müller, Kilian Kada; Titelbild: Photos.com
Special Innovation: Sonja Gerstl, Christian Stemberger
Produktion und Artdirektion: Tristan Rohrhofer; Lektorat: Elisabeth Schöberl

Druckauflage: 26.682 Stück (Jahresschnitt 2009)
Druck: Wilhelm Bzoch GmbH, Hagenbrunn

Internet: www.economy.at E-Mail: office@economy.at
Tel.: +43/1/253 11 00-0 Fax: +43/1/253 11 00-30

Alle Rechte, auch nach § 44 Abs. 1 Urheberrechtsgesetz:
Economy Verlagsgesellschaft m.b.H.
Abonnement: 20 Euro, Studenten- und Schülerabo: 15 Euro

**Alle Ausgaben im
Heftarchiv auf
www.economy.at**



Werte Leser,

Das breite Spektrum Familie als Schwerpunkt dieser Ausgabe: von der (mehrheitlich immer noch) funktionierenden sozialen Einheit über die gesellschafts- und wirtschaftspolitische Basis bis zum letzten Hort der Zuflucht. Parallel unterliegt das klassische Rollenbild mit Frau zu Hause bei Kindern und Mann in der Arbeit einer rasanten Veränderung. Karrierefrauen (und Karenzväter) sind angesagt. Aus feministischer Sicht mit Blick auf die nach wie vor vorhandenen gläsernen Decken bei Einkommen und Führungsjobs sowie auf die Problematik des beruflichen Wiedereinstiegs nach der Geburt absolut verständlich. Aus Sicht eines Vaters von zwei Kindern im Alter von einem und zwei Jahren sowie als Ehemann absolut nicht verständlich. Babys und Kleinkinder brauchen ihre Mutter möglichst 24 Stunden am Tag, und die Mutter braucht psychische und physische Regeneration und Erholung von Schwangerschaft und Geburt. Das Rollenbild der Mutter, Ehefrau und Haushaltsmanagerin braucht dringend eine neue Wertigkeit. Nennen wir den Job Familienmanagerin. Die notwendigen „Skills“ sind Zeitmanagement, Beziehungsmanagement, Führungsmanagement, Finanzmanagement und Logistikmanagement. Die nicht vorhandene Wertigkeit beginnt bei der Gesellschaft; diese hat in Österreich mehrheitlich kein oder ein völlig falsches Verständnis in Hinblick auf Mütter – und insbesondere Kinder. Dutzende erlebte Beispiele und aktive „Feldstudien“ im Alltag bestätigen das; offene Feindschaft Kleinkindern gegenüber ist leider keine Seltenheit. Wir wünschen informativen Lesespaß – diesmal ohne gesonderte Ankündigung einzelner Geschichten. Wie immer lesen Sie ausschließlich selbst recherchierte Berichte. Christian Czaak



Editorial**Michaela Czaak**

Die Bedeutung von Schwangerschaft, Geburt und Kinder für eine Frau. Frauen und Familie im gesellschaftspolitischen Wandel.



Mit welcher Ernsthaftigkeit geht frau an eine der wichtigsten Aufgaben, die einem das Leben schenken kann – nämlich Kinder zur Welt zu bringen, eine Familie zu gründen. Die Arten des Umgangs von Erwachsenen mit diesem Thema können dabei meilenweit auseinanderklaffen. Mit welcher Um- und Nachsicht widme ich meinem Kind meine Energie und Zeit? Kinderlosen Lesern, vielleicht auch manchem Familienmenschen wird allein dieser Satz bereits sauer aufstoßen. Schon daran lässt

sich erkennen, wie „emotional“ dieses Thema besetzt ist. Letztlich muss sich jeder Einzelne klar werden, was es bedeutet, ein Kind zu begleiten. Wir hätten den Vorteil, dass mittlerweile viel Wissen zu fast allen Themen greifbar ist – eine Hilfestellung einerseits, doch manchmal sieht man sich andererseits auch unfähig, dieses Wissen im Alltag verankern zu können.

Wenn man es nüchtern betrachtet, hat eine Mutter einen 24-Stunden-Job, sieben Tage die Woche und je nachdem, wie lange sie für den Nachwuchs greifbar sein will und finanziell kann, manchmal über Jahre. Kostenlos. Nach Schwangerschaft, Geburt und in den ersten anstrengenden Monaten mit den neuen Erdenbürgern ist es zudem für viele Frauen nahezu unmöglich, sich physisch rasch zu erholen. Ein Blick in andere Länder und Kulturen könnte uns genügend Hilfestellungen aufzeigen: Dort, wo Großfamilien nach der Niederkunft helfend unter die Arme greifen, dort, wo ein „Wochenbett“ den Namen noch verdient, ist bewusst, wie viel Substanz der Frau verloren geht. Und was ist mit Themen, die auch in Babyratgebern kaum angesprochen werden? Wie sieht es mit dem schwachen Beckenboden aus, der Inkontinenz? Für eine junge Mutter ein psychischer Druck, den viele nicht einmal mitbekommen dürfen, denn wer will sich schon die Blöße geben. Oder was ist mit den Narben nach dem Dammriss? Frau will sich auch als Mutter noch als Frau fühlen. Was ist mit Sexualität, mit der Partnerschaft, mit dem Hormoncocktail, der einen sich selbst nicht mehr erkennen lässt? Und wie steht es mit einem der wichtigsten Dinge: mit Zeit für sich selbst haben? Da kommen einem die kurzen Gänge allein zum Lebensmittelgeschäft schon als wahre Entspannung vor. Zusätzliche Erschwernisse im Alltag wie Stiegenhäuser, alte Straßenbahnen, ignorante Mitmenschen und fehlende Mutter-Kind-Cafés tun ihr Übriges.

Kinder groß werden lassen ist auch ein gesellschaftliches Thema. Keiner lebt isoliert. Trotzdem fehlt es den meisten Mitmenschen an Einfühlungsvermögen. Die meisten haben keine Ahnung (oder es wieder vergessen), wie es sich mit kleinen Kindern lebt. „Nette“ Kommentare auf der Straße wie „Mütter haben alle Zeit der Welt, die machen eh nix den ganzen Tag“ prallen irgendwann nicht mehr nur so ab. Es ist auch ein großer Unterschied, ob ich zumindest noch ein Teil der Gesellschaft „da draußen“ bin, indem ich arbeiten gehe, einen Austausch habe, meine Bestätigungen und meinen Lohn dafür bekomme. Mütter haben eine der wichtigsten Aufgaben in der Gesellschaft, nämlich ein Kind in die Welt zu führen, es zu fördern, sein Potenzial zur Entfaltung zu bringen – und dies wird immer noch viel zu wenig in seiner ganzen Bedeutung wahrgenommen. Aber trotz aller Probleme und Strapazen: Kinder in die Welt zu begleiten ist die schönste und am meisten lohnende Aufgabe.

Michaela Czaak (34), verheiratet, Mutter von Laurin (2) und Hannah (1)



Foto: Bilderbox.com

Wertewandel

Lebensentwürfe und Partnerschaften.

Arno Maierbrugger

Heiraten und Kinderkriegen, das war einmal der Lebensentwurf für die große Mehrheit. Heute sieht das anders aus. Für einen nicht zu kleinen Teil der heute jungen Menschen hat dieser Fahrplan für ein Leben in ewiger Zweisamkeit einen schwer altmodischen Touch.

Heute geht es für viele um neue Lebensentwürfe als Alternative zur Ehe und Familie, als da sind: das Leben als Single, das „getrennte Zusammenleben“, die Patchworkfamilie, die Aufeinanderfolge von Lebenspartnerschaften, die gleichgeschlechtliche Partnerschaft.

Viele dieser Veränderungen haben mit einer zunehmend egozentrierten Welt zu tun, in der Beziehungen zum Teil daran gemessen werden, wie sie dem Einzelnen „nutzen“. Wer Lebensabschnittspartnerschaften eingeht, weiß von vornherein, dass diese ein schnelles Ende haben werden, wenn sie einengend werden. Wer als „moderner Single“ lebt und sich von Affäre zu Affäre hantelt, folgt genauso einem bindungsaversen Lebensentwurf wie zwei gestresste Leistungsträger, die „getrennt zusammenleben“, also auf separate Bestimmung ihres Zeitmanagements, ihrer Karriereplanung und ihrer Besitztümer Wert legen.

Oberwasser gewinnt in vielen Ländern auch der Lebensentwurf des gleichgeschlechtlichen Zusammenlebens, eine Thematik, die von einer Anzahl an politischen und soziologischen Diskussionen begleitet wird und mittlerweile salontauglich geworden ist.

„Der Wandel von familialen und nichtfamilialen Lebensformen in den vergangenen Jahrzehnten lässt sich für nahezu alle Industrienationen feststellen“, sagt der Soziologe Michael Feldhaus. Der Familientypus der modernen bürgerlichen Kleinfamilie ist heute je nach Sozialmilieu, in dem man lebt, teilweise stark überholt. Ein Typus, der seine stärkste Verbreitung in den 1950er und 1960er Jahren hatte und der gekennzeichnet ist durch die lebenslange, monogame Ehe zwischen einem Mann und einer Frau, die mit ihren gemeinsamen Kindern in einem Haushalt leben, mit traditioneller, geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung.

Wertewandel statt Pflichtwerte

Als Ursachen für die Abwendung von diesem Typus führt Feldhaus die Wohlstandssteigerung, die Bildungsexpansion, die veränderten Anforderungen des Arbeitsmarktes, den Wertewandel mit einer stärkeren Betonung von Selbstverwirklichungs- statt Pflicht- und Akzeptanzwerten sowie die Entwicklung des Wohlfahrtsstaates an.

Einen weiteren Grund für neue Lebensentwürfe sieht der Soziologe Klaus Dörre aber auch in der vorherrschenden Wirtschaftskrise verborgen: Das (Erwerbs-)Leben ist zunehmend weniger planbar geworden, und soziale Unsicherheiten haben einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Lebens- und Partnerschaftsentwürfe. Manches davon könne soziale Beziehungen richtiggehend „zersetzen“, konstatiert Dörre.



Die Macht der Familie

Jeder ist Kind seiner Eltern, Teil einer Familie. Sie prägt unser Leben und entscheidet darüber, ob wir als Kinder glücklich und als Erwachsene erfolgreich sind. Können wir dem Schicksal, das die Familie vorzeichnet, nicht mehr entinnen?

Ralf Dzioblowski

Laut Mikrozensus-Erhebung der Statistik Austria 2008 gibt es in Österreich 2,33 Mio. Familien. In 1,4 Mio. Familien (61,3 Prozent) leben Kinder. Insgesamt gibt es 985.000 Ehepaare (42,4 Prozent der Familien) und gut 144.000 Lebensgemeinschaften mit mindestens einem Kind (6,2 Prozent der Familien).

Mancher Politiker mag angesichts steigender Scheidungsraten und sinkender Geburtenraten den Niedergang der Familie beklagen, mancher Konservative wegen Patchworkfamilien und homosexueller Eltern vor dem Ende aller Traditionen oder gar des Abendlandes warnen. Die Realität aber sieht anders aus: Die Familie lebt!

Und sie ist lebendiger denn je. Denn heute sind Familien vielfältiger und dynamischer als früher, sie sind Beziehungsgeflechte, die sich ständig verändern, in denen Verbindungen reißen und an anderer Stelle neu entstehen. Es gab nie so viele Intensivfamilien, Eltern mit Wunschkindern. Oft sind die Eltern weit über die Jugendzeit hinaus für ihren Nachwuchs da: Jede zweite Frau zieht erst dann bei ihren Eltern aus, wenn sie über 21 Jahre ist, jeder zweite Mann, wenn er über 24 ist.

Zentrale Instanz im Leben

Die Familie ist also kein Auslaufmodell. Im Gegenteil: Mütter und Väter empfinden sie zu einem überwiegenden Prozentsatz als das Wichtigste im Leben. Auch Jugendliche nennen die Gründung einer Familie als eines der großen Lebensziele. Familie ist der Ort, wo Menschen füreinander Verantwortung übernehmen. Sie ist der Ort, wo die Grundwerte unserer Gesellschaft geprägt und gelebt werden.

Obwohl wir unsere Unabhängigkeit immer stärker beschwören, unsere Individualität, unsere Freiheiten, ist der mal mehr, mal weniger subtile Einfluss der Familie entscheidend. Wie groß die Bildungschancen eines Menschen sind, welche politischen oder kulturellen Wertvorstellungen er hat oder wie zufrieden er mit seiner Beziehung ist – all das ist auch eine Frage seiner Herkunft, seiner Familie. Ob er glücklich wird, erfolgreich oder selbstbewusst. Jeder ist das Kind seiner Eltern, ist Teil einer Familie. Und damit unter Menschen aufgewachsen, gegenüber denen er sich positioniert, von denen er sich abgrenzt – und von denen er doch oft mehr übernimmt, als ihm lieb ist.

Grüne Eltern – grüne Kinder

Soziologen, Psychologen und Pädagogen untersuchen, inwieweit Kinder auch als Erwachsene noch von ihrer Familie geprägt sind. Die Ergebnisse dieser Life-Studie (Lebensläufe ins frühe Erwachsenenalter) bestätigen den Eindruck: Es bestehen überraschend enge Zusammenhänge zwischen der Herkunftsfamilie und den Einstellungen der Menschen.

So verändert sich eher die Persönlichkeit als das Wertegerüst, das einem das Elternhaus vermittelt hat. Wer aus einer ÖVP-nahen Familie kommt, wählt zu 80 Prozent wieder ÖVP, unter den Grünen fällt die Quote noch höher aus: Grüne Eltern haben praktisch nur grüne Kinder. Auch religiöse Werte werden vor allem im Elternhaus vermittelt. Und wer Vater und Mutter hat, die viel lesen, sich für Jazz interessieren oder ins Theater gehen, hat als Erwachsener deutlich häufiger ähnliche Vorlieben als Menschen, in deren Kindheit die ganze Zeit der Fernseher lief.



Die Familie ist eine Schablone, die die Konturen des späteren Lebens vorgibt. Foto: Photos.com

„Transmission“ nennen Forscher das Weiterreichen von Einstellungen, Verhaltensweisen oder Lebenschancen von Eltern an ihre Kinder. In zahlreichen Lebensbereichen haben sie solche Phänomene entdeckt, nicht immer nur gute: Kinder von Langzeitarbeitslosen werden, statistisch gesehen, selbst oft langzeitarbeitslos. Töchter von Teenagermüttern werden selbst häufig jung Mutter. Und Gewalt in Familien überträgt sich ebenso häufig über Generationen wie Missbrauch, Sucht oder Panikattacken.

Gene, Gerlerntes und Gefühles

All das wird keineswegs nur über die Gene vererbt. Denn in der Familie entfaltet alles seine Wirkung, was Menschen beeinflusst, auch Gelerntes und Gefühle. Verwandtschaft mag eine Frage der Biologie sein, doch Familie ist eine kulturelle Angelegenheit, die es in dieser Form nur beim Menschen gibt. Sie entsteht nicht nur durch Blutsverwandtschaft, sondern etwa auch durch Recht, durch bestimmte Auf-

gaben und Besitz. Die Spuren, die die Familie im Leben jedes Einzelnen hinterlässt, haben neben biologischen auch soziale Ursachen. Es hat auch nicht unbedingt mit Intelligenz zu tun, dass Kinder aus höheren Schichten eine zwölfmal höhere Chance haben, Matura zu machen, als Kinder aus Arbeiterhaushalten. Es ist das Zusammenspiel von Abschauen und Nachahmen, von Lernen, Lieben und Loyalitäten, das der Familie ihre Macht verleiht. Menschen machen das am liebsten, was ihnen von klein auf vertraut ist. Das gibt ihnen Sicherheit, denn sie können es ja auch am besten.

Was Hänschen lernt, verlernt Hans also nimmermehr? Können wir dem Schicksal, das unsere Familie für uns vorzeichnet, nicht entinnen? Zum Glück gibt es Auswege, denn menschliche Entwicklung endet nicht mit Anfang 20. Wichtig ist, dass man sich bewusst macht, was man von Eltern oder Großeltern übernommen hat und warum, und dann entscheidet, ob man es beibehalten möchte oder nicht.

Ein überaus „heißes“ Thema

Im deutschen „Danone-Urteil“ wurde die Mediaagentur Carat zur Offenlegung von allen Boni, die sie aus Danone-Buchungen von Medien erhalten hat, verurteilt. *economy*-Recherchen zeigen, dass Bonusvergütungen für Mediaschaltagenturen auch hierzulande ein heikles Thema sind.

Christian Czaak

Wenn man im Spätherbst große Verlagshäuser besucht, sieht man im Eingangsbereich oftmals Hinweisschilder mit dem Text „Jahresgespräche Agenturen“. Gemeint sind Gespräche mit Mediaagenturen, die für ihre Kunden Anzeigenschaltungen oder auch TV- und Hörfunk-Spots einkaufen. Laut dem jährlichen Ranking der Fachzeitschrift *Extradienst* haben im Jahr 2009 allein die zehn größten Mediaagenturen hierzulande Werbegelder in Höhe von 1,6 Mrd. Euro in österreichischen Medien gebucht. Rechnet man davon allein die gebräuchlichen 15 Prozent Agenturprovision oder Mittlerrabatt, ergibt das die Summe von 240 Mio. Euro, weitere Preisrabatte nicht einberechnet.

Bis Anfang der 90er Jahre war diese Mittlerprovision als Bezahlung für Agenturleistungen wie Verbreitungsanalysen für einen Mediaplan noch mehrheitlich üblich. Medien freuten sich über preislistentreue Werbeschaltungen und die Mediaagenturen über hohe Provisionen. Außen vor blieb dabei oft der werbende, geldgebende Kunde – was sich aber in der Folge rasch änderte. Wenn heute Mediaagenturen um große Buchungsvolumina von Unternehmen kämpfen, tun sie das immer öfter mit der Weitergabe dieser Schaltrabatte. Der Konkurrenzkampf um Schaltetats geht so weit, dass für ganz große Kunden auch schon die komplette Mittlerprovision weitergegeben wird.

Kritik an Agenturen

Wer bezahlt dann die Agenturleistungen? Die Medien selbst. Bei „Jahresgesprächen“ geht es mittlerweile nicht mehr nur um möglichst hohe Rabatte auf die Preislisten, sondern auch um gesonderte Agenturboni. *economy*-Recherchen belegen, dass gesonderte monetäre Boni gang und gäbe sind und an bestimmte Kunden oder Umsatzvereinbarungen gebunden sind. Es gibt



Medienvertreter sind sich einig: Bei Rabatten und zusätzlichen Bonifikationen ist die Schmerzgrenze längst erreicht. Es braucht eine neue Haltung in der Beziehung Medium, Kunde und Agentur. Foto: Photos.com

aber auch Fälle, wo Umsatzvereinbarungen nicht erreicht werden und die Schaltagentur trotzdem auf dem gleichbleibenden Bonus besteht.

Joachim Feher, Chef der diesbezüglich von Tageszeitungen und Magazinen besonders kritisierten Mediaagentur Mediacom: „Dass in schwierigen konjunkturellen Zeiten die Erwartungshaltung für mehr Leistung bei Medien größer wird, liegt auf der Hand. Preislistentreue Angebote und Vereinbarungen von/ mit Medien gibt es mittlerweile nur mehr ganz selten.“ Und zum „Danone-Urteil“: „Im Sinne eines transparenten Vorgehens sind unsere Kunden über Konditionsverhandlungen mit Medien immer informiert, und zunehmend werden diese auch im Dreieck Kunde – Agentur – Medium geführt.“

Hans Gasser, Vorstand beim *Wirtschaftsblatt*, sieht das differenzierter: „Es geht nicht, dass Medien den Preiskampf zwischen Agenturen und Kunden alleine tragen und Boni immer mehr, auch ohne Koppelung an Umsätze, zur Gewohnheit werden. Ich halte das für eine absolute Fehlentwicklung. Es braucht eine neue konstruktive Beziehung zwischen Kunden, Agenturen und

Medien.“ Auch Walter Walzl, Geschäftsführer der *Kleinen Zeitung*, bestätigt: „Es ist richtig, dass der zunehmende Kostendruck dazu führt, dass die Agenturen vermehrt auf Bonusvereinbarungen drängen. Uns ist wichtig, dass eine Bonusvereinbarung eine Lenkungsfunktion ausübt, als Leistungsbestandteil der Agenturen, und zwar sowohl nach oben als auch nach unten.“

Richard Kaufmann, Anzeigenchef beim *Kurier*, ergänzt: „Aufgrund der Wirtschaftssituation hat sich der Preiskampf bei den Agenturen verschärft. Aber: Qualität hat ihren Preis, und die Schmerzgrenze ist längst erreicht.“ Kaufmann fährt fort: „Wir wünschen uns mehr Bewusstsein für partnerschaftliches Handeln. Der Anzeigenkunde darf von einer Agentur berechtigterweise eine unbeeinflusste Entscheidung erwarten. Buchungsentscheidungen sollten daher nicht nur von der Kondition, sondern von der Qualität der Leistung getrieben sein.“

Transparente Boni

Und wie sehen die eigentlichen Kunden die Situation? Peter Drobil, langjähriger Werbemanager der Bank Austria, konstatiert: „Falls

Medien so blöd sein sollten und Mediaagenturen Bonifikationen überweisen: Selber schuld! Seit Zusammenarbeit der Bank Austria mit unserer Agentur Mediacom werden sämtliche Vereinbarungen mit Medien gemeinsam getroffen. So Boni vereinbart werden sollten, werden sie schriftlich festgehalten.“ Und Drobil weiter: „Falls es noch immer Kunden gibt, die Etats ohne Selbstbeteiligung an Mediaagenturen weitergeben und sich dann später über mögliche Auswüchse wundern, auch selber schuld. Die Bank Austria hat seit vielen Jahren einen leistungsbezogenen Mediaagenturvertrag, der sich nach der Jahresperformance richtet.“

Alexander Kleedorfer von Telekom Austria erklärt: „Für uns werden – wie üblich in Österreich – kundenspezifische Rabatte verhandelt, teilweise direkt mit den Medien, teilweise gemeinsam mit der Agentur. Verträge und Abrechnungen sind vollkommen transparent. Eine Vorgehensweise wie beim ‚Danone-Fall‘ ist damit unmöglich.“

Peter Hörlezeder, Werbeleiter bei T-Mobile Österreich, zum Vorgehen seines Unternehmens: „Wir führen seit Jahren gemeinsam mit

unserer Agentur Mediacom sehr transparent Jahresgespräche mit den österreichischen Medien. Die Vorteile, die on top zu den offiziellen Preislisten erzielt werden, sind in den letzten Jahren gestiegen, auch wenn die Budgets nicht immer in die gleiche Richtung gezeigt haben. Unser internationaler Mediavertrag regelt für uns offen und völlig zufriedenstellend die Beziehung zwischen Mediacom und T-Mobile. Dieser beinhaltet auch die klare Vereinbarung, dass alle wie immer gearteten Vorteile an uns weitergegeben werden.“

Schein oder Sein?

Derartige internationale Abkommen werden auch von anderen Werbemanagern angeführt. Friederike Müller-Wernhart, Österreich-Chefin der weltweit tätigen Mediaagentur Mindshare, etwa erklärt: „Als Mindshare Österreich kann ich zu diesen Fragen nur auf die weltweit gültige Handhabung unserer amerikanischen Eigentümer (WPP-Holding) verweisen und damit auf den Sarbanes-Oxley Act (US-Bundesgesetz nach den Bilanzskandalen von

Enron und Worldcom im Jahr 2002 zur Kontrolle aller Vereinbarungen von börsennotierten Unternehmen, Anm. d. Red.). Derartige Fragen sind dort für alle betroffenen Seiten klar geregelt, und das hat entsprechend auch in Österreich Gültigkeit.“ Auch Sven Dörrenbach, verantwortlich für Global Media bei Daimler in Stuttgart, verweist für Mercedes Österreich auf internationale Standards wie den WFA (World Federation of Advertisers), wo in einem eigenen Media-Charter auch jegliche Art des Medien-einkaufs geregelt ist.

Alles in Ordnung also? Bei der Transparenz von Bonusvereinbarungen zwischen Medien, Agentur und Kunde augenscheinlich ja. Bei Preisrabatten plus Agenturboni zwischen Agentur/Kunde und Medien nein. Raimund Jakob, altgedienter Medienfunktionär (Präsidium bei Media-Analyse, Auflagenkontrolle und Leseranalse-Entscheidungssträger) und dazu Verlagschef von Gewinn in einem Horizont-Interview: „Sägt die Werbewirtschaft nicht am eigenen Ast, wenn sie aus kurzfristigen Überle-

gungen die Printverlage zu gewaltigen Rabatten nötigt, was einen Qualitätsjournalismus auf Dauer verunmöglicht?“

(Anmerkung: Die Stellungnahmen von weiteren großen Medien im Bereich Print und TV wurden, trotz teilweise bereits erfolgter Autorisierung, wieder zurückgezogen oder sind trotz Aviso doch nicht eingelangt. Und die Chefin einer großen österreichischen Mediaagentur wollte im Bericht gar nicht vorkommen. Thema und Entwicklung in Österreich seien ihr „zu schmutzig geworden“, es fehle „immer mehr an Haltung und Rückgrat“.)

Eigene Erfahrungen

economy erhält den überwiegenden Teil der Anzeigenaufträge von werbenden Unternehmen und Institutionen. Direkt von Mediaagenturen – ohne vorheriges Kundenempfehlungsgespräch – haben wir in den letzten fünf Jahren ganze acht Mal einzelne Werbeaufträge bekommen. Als Nischen-Titel ist es nahezu unmöglich, in normale Streu- beziehungsweise Mediapläne zu kommen. Trotzdem wir von

Anfang an Auflage und Reichweite unabhängig prüfen und auswerten lassen und dabei die für Werber angeblich so wichtige Zielgruppe von jungen, gebildeten Menschen erreichen. Diese Situation bestätigen auch alle Verlagsmanager von Fach- und Special-Interest-Medien. Eine ehemalige Mitarbeiterin einer großen Schaltagentur erklärte mir das so: „Es macht einen Unterschied, ob ich bei dir buche und bei einem Jahresauftrag 3000 Euro überbleiben, oder ob ich bei einem großen Magazin buche und 30.000 Euro überbleiben. Der Aufwand ist in beiden Fällen der gleiche, und ob das Umfeld bei dir qualitativ besser ist, interessiert heutzutage keinen Kunden mehr.“ Buchungsentscheidungen von Mediaagenturen werden also in den allermeisten Fällen nur mehr von Preis und Boni getrieben. Damit gibt es immer weniger unbeeinflusste, objektive Entscheidungsfindungen. Und das ist dann auch ein zunehmendes Problem für den werbenden Kunden selbst – vielleicht als Ausgleich für den teilweise von ihm selbst erzeugten Preisdruck. cc



Akzeptieren Sie Prepaid-Zahlungen in Ihrem Webshop. Europaweit neue Kunden gewinnen.

➤ Für alle Kunden, die online nicht mit Kreditkarte zahlen wollen

➤ Zusätzlicher Umsatz für Ihren Webshop

➤ 100% frei von Chargebacks

➤ Werden Sie Partner des europäischen Prepaid-Marktführers!

➤ Jetzt Infos anfordern:
sales@cash-ticket.com

www.cash-ticket.com

Kampf um die Zukunft hoch drei

Eine Alphafrau auf Pferden, ein echter Wiener in der Moschee, eine Skiläuferin im Rollstuhl – die drei 21-Jährigen sind die Gesichter des neuen Österreich. Dass die wirtschaftliche Zukunft unsicher ist, wissen sie. Sie studieren dennoch, was ihnen Spaß macht.



Margarete Endl

Mehmet Kocak schwankt noch. Zwischen seinem Wunsch nach einem sicheren Job und dem nach Selbstständigkeit. Krisenfest wäre das Bundesheer. Die Alternative: eine eigene Medienfirma gründen.

Julietta Rohrhofer hofft, irgendwann eine bezahlte Arbeit zu bekommen. Dafür muss sie wohl auswandern. Denn sie studiert Pferdewissenschaften, und Arbeit mit Pferden wird in Österreich maximal mit Kost und Logis entgolten.

Auch Claudia Lösch reizt das Risiko, finanziell und überhaupt. Sie studiert Politikwissenschaft und will Journalistin werden. Derzeit ist sie Skirennläuferin und gewann gerade zwei Goldene bei den Paralympischen Spielen in Vancouver.

Wie die Millennials ticken

Mehmet Kocak, Julietta Rohrhofer und Claudia Lösch sind 21 Jahre alt. Sie stehen exemplarisch für circa 100.000 weitere 21-Jährige, die in Österreich leben. Wie ticken diese jungen Erwachsenen, was wollen sie, wovon träumen sie? Soziologen bezeichnen sie als die Millennium-Generation. Die Definition variiert, aber meist sind damit die zwischen 1980 und 2000 Geborenen gemeint. Für die Jüngeren kursieren auch die Begriffe Net Generation und Digital Natives – das sind jene Kinder und Jugendlichen, die mit Computer und Handys aufgewachsen sind und die Zeit, in der es diese Dinge noch nicht gab, gar nicht erlebt haben.

Mit 21 ist man erwachsen, rechtlich gesehen. Doch oft noch von der Familie abhängig, finanziell betrachtet. Von den drei hier zu Wort kommenden 21-Jährigen wohnen zwei bei ihrer Familie, eine lebt unabhängig in der Stadt, in der sie studiert. Bildungsmäßig liegen sie über dem Durchschnitt ihrer Altersgenossen. Zwei studieren, einer beendet gerade eine HTL für Mediendesign.

„Otur, canım“, sagt Mehmet Kocak zum x-ten Mal zu seiner kleinen Schwester. „Setz dich, mein Schatz.“ Der breitschultrige Kerl mit dem durchtrainierten Körper bringt für die Vierjährige eine Engelsgeduld auf. Er hat sie zum Interview ins Café mitgenommen, weil sie sich zu Hause gelangweilt hatte. Wie wird sich seine Schwester in 30 Jahren sehen, wenn sie vielleicht verheiratet ist und Kinder hat? „Sicher als Österreicherin“, sagt Mehmet. „Sie ist hier geboren, sie hat nie in der Türkei gelebt.“

„Ich bin ein echter Wiener“

Ein Wendepunkt in seinem Leben war, als ihm eine Freundin sagte, warum sie ihn gern habe. Weil er so offen sei. Und weil er viele Fremdwörter benutze. Da wurde ihm bewusst, dass er wirklich hierher gehört. „Ich bin ein Teil dieser Gesellschaft“, erkannte er. „Ich bin doch nicht bloß ein Türke, ein Typ mit Migrationshintergrund.“

Sein Vater hat sich geärgert, als Mehmet als Bub alle möglichen Schulfreunde heimbrachte: den Thomas ebenso wie den Mohammed aus Afghanistan. Damals riet ihm der Vater, nur türkische Freunde zu haben. Weil er selber sich früher nur auf seine Landsleute stützen konnte, wenn er Hilfe benötigte. Doch für Mehmet sieht die Welt ganz anders aus. Er ist in der türkischen Community – in der Moschee, in die sein Vater geht – genauso daheim wie in der „österreichischen“ Kultur. „Ich bin ein echter Wiener.“

Probleme gibt es natürlich. „Das österreichische Schulsystem ist scheiße“, sagt Mehmet. Er ist in eine Volks- und Hauptschule mit hohem Ausländeranteil gegangen. Dort hat er zu wenig gelernt. Die Lehrerin meinte, seine Eltern sollten ihm doch bei den Hausaufgaben helfen. Doch seine Mutter spricht kein Deutsch, sein Vater nur so viel, wie er in seinem Job auf Baustellen braucht. Das ist meist ein Be-



Klug, selbstbewusst, flexibel – doch wenig Chancen auf ein gutes Gehalt. Julietta Rohrhofer hat Grund zum Schreien. Foto: Michael Adam

fehlsform-Deutsch: „Tu dies. Mach das.“

Mehmet – die dritte – Migrantengeneration habe sich alles weitgehend selber beigebracht. Die Eltern würden ihre Kinder aber nach Kräften finanziell unterstützen und sie ermahnen, nur ja in die Schule zu gehen und keinen Blödsinn zu machen. „Ihr könnt mehr erreichen als wir“, schärfen türkische Eltern ihren Kindern ein. „Steckt eure Ziele so hoch, wie ihr könnt.“

Die Millennium-Generation in den Industrieländern in Europa und Nordamerika ist zunehmend multikulturell, bedingt durch die Migration. Die sei für Europa überlebensnotwendig, betonen Demografen und weitsichtige Industrielle immer wieder. Die Frage ist, wie viele Chancen den Einwanderern und ihren Kindern eingeräumt werden. Österreich baut selbst gegenüber hoch qualifizierten Einwanderern oft demütigende Hürden auf. Dis-

Diskriminierung aufgrund ihrer Herkunft ist eine Lebenserfahrung für Migranten und ihre hier aufwachsenden Kinder. Obwohl die sich „österreichisch“ fühlen und so behandelt werden wollen – deshalb lehnen viele von ihnen den soziologischen Begriff „Migrationshintergrund“ ab. Dabei könnte die Zweisprachigkeit und multikulturelle Erfahrung jungen Leuten wie Mehmet Chancen einräumen, die „monokulturelle“ Österreicher nicht haben. Entscheidend ist aber, ob Unternehmen die Chancen ergreifen, die ihnen multikulturelle Arbeitskräfte bieten. Oder ob Mehmet nur innerhalb der türkischen Community Websites erstellen kann.

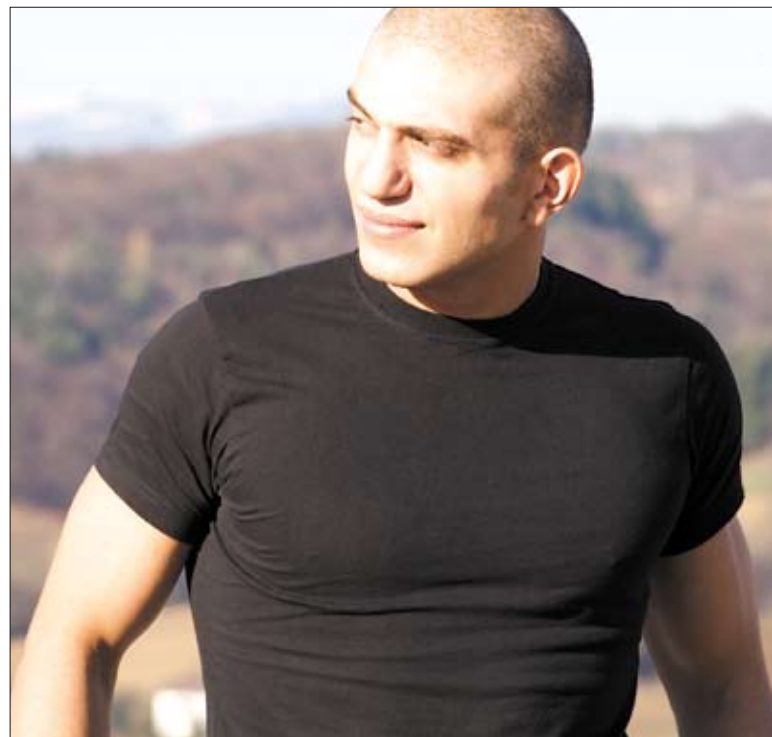
Auch Frauen haben hinreichend Erfahrung mit Diskriminierung. Noch immer verdienen Frauen nur rund zwei Drittel so viel wie Männer. Selbst bei gleich guter Ausbildung, in vergleichbaren Positionen. Berufe mit einem besonders hohen Frauenanteil werden im Allgemeinen besonders niedrig entlohnt.

Julietta Rohrhofer ist sich des Dilemmas bewusst: „Ich mache mir Sorgen, dass ich mein Leben lang immer nur für Essen und Wohnung arbeiten werde müssen und mir nie ein eigenes Pferd leisten können werde.“ Sie studiert Pferdewissenschaften an der Veterinärmedizi-

nischen Universität in Wien. Dafür gibt es maximal 50 Studienplätze pro Jahr. Den Studentinnen – bis auf zwei Männer nur Frauen – wurde bei Studienbeginn eingehämmert, dass sie sich keine Jobs erwarten könnten. „Ich reite, seit ich sechs bin“, sagt Julietta. „Ich will unbedingt mit Pferden arbeiten.“ Einen Plan B hat sie nicht. Sie weiß nur, dass sie nach dem Studium auswandern wird. Nach Deutschland, Holland oder England – dort gibt es Arbeit auf Pferdegestüten und in Zuchtbetrieben.

Lukrative Jobs nur für Schöne

Um sich die meist unbezahlten Praktika leisten zu können, jobbt sie. Die einzigen halbwegs lukrativen Jobs gibt es im Bereich Promotions – aber nur, wenn man gut aussieht. Sie könnte auch als Model arbeiten und für ihr gutes Aussehen abcashen. „Überlegt habe ich es mir schon“, gesteht sie. „Aber da müsste ich mir fünf Kilo runterhungern, das war es mir bisher doch nicht wert.“ Julietta sieht sich eher als Managerin eines Gestüts denn als Model. Eine Alphafrau also. Das bedeutet aber, dass sie gegen das Frauenbild der ganzen Pferdebranche ankämpfen muss. Denn das ist durch die freiwillige Arbeit verzerrt, die Tausende von Mädchen in



Mehmet Kocak lebt multikulturell. Und ärgert sich, wenn ihm jemand sein „Österreichisch-Sein“ absprechen will. Foto: Thomas Rieder

Pferdeställen leisten. Sie striegeln die Pferde und misten die Ställe aus, jahrelang und unbezahlt, nur um ihren geliebten Tieren nahe zu sein.

„Papa, das will ich auch!“

Auch Claudia Lösch ist eine, die tut, was sie will. Sie studiert Politikwissenschaft und Italienisch in Innsbruck und will Journalistin werden. Damit steht ihr ein harter Kampf ums finanzielle Überleben bevor. Doch Kämpfen ist sie gewohnt. Sie ist Profisportlerin. Bei den Paralympischen Winterspielen in Vancouver hat sie eben vier Medaillen – zweimal Gold, einmal Silber, einmal Bronze – errungen.

Als sie fünf war, erlitt Claudia bei einem Autounfall eine Querschnittslähmung. Seither ist sie auf den Rollstuhl angewiesen. Doch das hat ihren Bewegungsdrang nicht gestoppt. Als Kind war sie Torfrau und kletterte auf Klettergestelle. Als sie acht war, sah sie im Fernsehen einen Bericht über die Ski-WM für Behinderte in Lech am Arlberg. „Ich habe sofort geschrien: ‚Papa, das will ich auch machen!‘“, erzählt sie. Er ermöglichte ihr Skikurse beim behinderten Profisportler Andreas Schiestl. Der erkannte ihr Talent und riet ihr zum Rennfahren.

Nun lebt sie in zwei Welten: Als erfolgreiche Rennläuferin auf Ski-

pisten in aller Welt und als einfache Studentin im Rollstuhl. Dass die Leute auf der Straße sie anschauen – und dabei oft blöd dreinblicken – daran hat sie sich gewöhnt. Dass jedoch ein Uniprofessor jedes Mal wegsah, wenn sie sich zu Wort meldete, war schlimm. Nach einer Vorlesung sprach sie ihn darauf an. Er sagte, er wisse nicht, wie er mit ihr reden solle. „Ganz normal“, sagte sie. Seither sei die Kommunikation zwischen ihnen okay.

Menschen mit Behinderungen haben in den vergangenen Jahren viel erkämpft. Sie haben bauliche Barrieren in alten Universitätsgebäuden überwunden und sich ein Studium ertrotzt. Einige wurden Abgeordnete im Parlament und haben so geholfen, Bewusstsein und Gesetze zu verändern. Doch wie offen sind Medienunternehmen, wenn eine Reporterin im Rollstuhl TV-Nachrichten präsentieren möchte?

Demografen prognostizieren einen großen Arbeitskräftemangel in einigen Jahren. Vielleicht wird erst der Abgang der alten Machos den Aufstieg der Frauen in gute Positionen, mit gleicher Bezahlung wie für Männer, ermöglichen.

Mehmet, Julietta und Claudia stehen stellvertretend für eine Generation mit viel Potenzial. Die Zeit wäre reif für – Change.



Claudia Lösch kann kämpfen. Auf der Skipiste um Siege und Medaillen, im Leben gegen Behinderung und Diskriminierung. Foto: APA/Pessenlehner



Spaß haben, Neues zu entdecken

Kinder sind ein dankbares, aber anstrengendes Publikum an den Unis. Denn sie sind wissbegierig, neugierig und fragen gern. Die Idee, Kindern an den Unis Wissenschaft zu vermitteln, boomt in Österreich. Größte Kinderuni des Landes und europaweit führend ist die Kinderuni Wien.

Christine Wahlmüller

Lukas ist sieben, Anna ist neun Jahre. Lukas interessiert sich sehr für Computer, Anna will Ärztin werden. Einen einfachen Weg, in den Berufswunsch hineinzuschnuppern, stellt die Kinderuni Wien dar, die heuer bereits zum achten Mal stattfindet und zu den größten Initiativen dieser Art in ganz Europa zählt.

Jeden Sommer gehört die Universität für zwei Wochen lang den Kindern, heuer von 12. bis 24. Juli. Dann können rund 4000 Sieben- bis Zwölfjährige an über 400 kindgerechten Lehrveranstaltungen teilnehmen. Vier Wiener Universitäten sind daran beteiligt: die Uni Wien, die Med-Uni, die Technische Uni (TU) und die Uni für Bodenkultur.

Uni zum Mitmachen ...

Lukas wird also sicher an der TU spannende Vorlesungen oder Workshops finden, während Anna die Med-Uni interessiert. Dabei geht es nicht um Pauken oder Wissensvermittlung mit dem erhobenen Zeigefinger, sondern darum, „die Kinder auf spannende und lustvolle Weise in die Welt der Wissenschaft einzuführen, ihre Neugierde zu wecken und sie aktiv mitpartizipieren zu lassen“, betont Karoline Iber, Geschäftsführerin des Kinderbüros der Uni Wien, das für die Organisation und Durchführung der Kinderuni verantwortlich ist.

Fragestellungen wie „Kann man in der Luft auch schwimmen?“, „Wie wird aus der Karotte Medizin?“ oder „Sind irrationale Zahlen unvernünftig?“ werden dabei spielerisch behandelt. Am Programm für heuer wird noch eifrig gebastelt, es soll bis Ende Mai fertig sein. Die Kinderuni 2010 steht unter dem Schwerpunkt „Reich an Wissen – zur Bekämpfung von Armut und Ausgrenzung“. „Die



Über 4000 Kinder im Alter von sieben bis zwölf Jahren nahmen vergangenes Jahr an der Kinderuni Wien teil. Bei der Sponsion erhalten die Kinder den Titel *Mag. universitatis iuvenum*. Foto: Kinderbüro Uni Wien

Kinder sollen bei uns auch mit gesellschaftlich wichtigen Themen in Berührung kommen“, forciert Iber auch soziale Aspekte.

Barrierefreiheit wird großgeschrieben. Es gibt zum Beispiel einige Vorlesungen, die von einem Gebärdensprachen-Dolmetscher übersetzt werden. „Wir haben auch ein eigenes Projekt, das sich Kinderuni on Tour nennt. Damit kommen wir mit der Kinderuni ins direkte Lebensumfeld der Kinder und erreichen zusätzlich andere Zielgruppen, etwa Kinder mit Migrationshintergrund“, berichtet Iber.

Auch unterm Jahr gibt es „Wissenschaft für Kinder“. Unter dem Motto „Staune Laune“ wird in den Osterferien rund ums (Oster-)Ei experimentiert (leider heuer schon ausgebucht). Die Teilnahme an der Kinderuni im Sommer ist kostenlos, die Anmeldung ist persönlich am 27. Juni auf dem Campus der Uni Wien (Hof 2, Spitalgasse 2, 1090 Wien) oder online (vom 28. Juni bis 9. Juli) möglich.

Die Idee der Kinderuni ist auch an anderen heimischen Unis in verschiedenster Form realisiert worden. Ein umfangreiches Angebot gibt es für junge Grazer.

... auch in den Bundesländern

Die Kinderuni Graz wird von der F. Schmiedl-Stiftung finanziell unterstützt und bietet einmal pro Monat eine Ringvorlesung an einer Grazer Uni an. Zielgruppe sind Schüler im Alter von acht bis zehn Jahren. Die Juniorunigraz wird von der Karl-Franzens-Uni Graz organisiert. Hier finden Kinder und Teenager ab zehn Jahren während des Sommersemesters Angebote wie eine Forscherwerkstatt Physik, Einblicke in die Unterwelt des Tierreiches oder Experimente mit Mineralien und Gesteinen.

„Im Vordergrund soll der Spaß stehen, etwas zu entdecken, aber die Kinder sollen auch merken, dass Wissenschaft mit Anstrengung verbunden ist“, meint Barbara Mayer, zuständig für die Klagenfurter

„Uni-Klu für Kinder“. Das Konzept sieht hier etwas anders aus. Einmal im Jahr, heuer war das am 4. Februar, erhalten Acht- bis Zwölfjährige die Chance, einen Unitag zu erleben. An der heurigen Klagenfurter Kinderuni nahmen 725 Kinder teil, das Motto lautete „So viele Sprachen“. Mit Workshops wie „Was sagt mein Körper?“, „Welche Sprache versteht mein Computer?“ oder „Was ist so fremd an der slowenischen Sprache?“ erhielten Kinder aus 29 Kärntner Schulen Einblicke in die Vielfalt der Kommunikation.

Mangels Finanzierung ist die Linzer Kinderuni eingestellt. Dafür findet die Kinderuni Steyr bereits zum siebenten Mal statt (von 30. August bis 2. September). „Schlauhuchsakademien“ gibt es im Juli in Linz, Wels, Kirchdorf und Ennstal, weitere Kinderunis in Innsbruck, Salzburg, Dornbirn und Krems.

www.kinderuni.at
www.kinderunigraz.at
www.uni-klu.ac.at
www.kinderunisteyr.at



Trauen Sie Ihren Augen: Ausgezeichnete Office-Systeme!

Energiesparend, leise und besonders effizient: bizhub Multifunktionssysteme sind nicht nur ausgezeichnet für Ihr Office, sondern auch für die Umwelt! Mit dem österreichischen Umweltzeichen. Infos auf www.konicaminolta.at

Bildung

Der Kampf gegen Bologna

Im Zuge des sogenannten Bologna-Prozesses soll die Ausbildung an den Universitäten in den Dienst der ökonomischen Wettbewerbsfähigkeit Europas gestellt werden. Gegen diese Denkweise erhebt eine Generation ihre Stimme, weil sie ihre Zukunft selbst bestimmen will.

Gerhard Scholz

Am 11. März 2010 hat Wien gebebt. Und das nicht nur wegen der 7000 Watt Techno-Sound, mit denen „für die Freiheit des Individuums“ gedroht wurde. Die Demonstration österreichischer und internationaler Studentinnen und Studenten gegen den Bologna-Prozess und den Bologna-Gipfel in der Wiener Hofburg geriet zu einem lauten und farbenfrohen Großereignis, das nachhaltig in Erinnerung bleiben wird.

Tausende Menschen versammelten sich beim Westbahnhof und zogen dann – in Anwesenheit einer Heerschar von Polizisten – durch die Mariahilferstraße über die Zweier-Linie zum Parlament. Die Kundgebung verlief völlig friedlich und gewaltfrei. Da waren keine „Chaoten“ am Werk, wie Politik und öffentliche Meinung schnell einmal Demonstranten stigmatisieren, sondern wache, kluge, denkende Menschen. Ein buntes und vielfältiges Bild voll von jungen Menschen mit einem gemeinsamen Anliegen, begleitet von Clowns und Trommlern, aber auch von Frauen mit grauen Haaren und Männern mit grauen Bärten.

Kritik am Neoliberalismus

Bei den Studentenprotesten geht es nicht nur um Details in der Umsetzung des Bologna-Prozesses. Da geht es nicht nur um Kritik an verschulden und überfrachteten Studiengängen oder auch an der „McUniversity“ der Bachelor-Studien. All das sind wichtige Kritikpunkte, sie greifen aber zu kurz.

Worum geht es also bei den Protestbewegungen „Bologna burns“ und „Uni brennt“ wirklich? Wer das verstehen will, muss sich zuerst einmal gründlich mit dem Begriff und dem Wesen des Neoliberalismus be-



Die roten Fahnen der Revolution prägten das Bild der Demonstration gegen den Bologna-Prozess. Und nicht weniger als eine Revolution, eine Umwälzung, bahnt sich mit der Bologna-Protestbewegung an. Fotos: Andy Urban

fassen. Denn es gibt kein Flugblatt, keinen Aufruf und keine Wortmeldung der Protestierenden, in denen das Wort „neoliberal“ fehlt. Dort setzt ihre Kritik an, und es ist im wahrsten Sinn des Wortes eine radikale Kritik, die die Wurzel des Übels anpacken will.

Die Denkweise des Neoliberalismus (siehe *Langversion dieses Artikels im Web*) prägt die Lissabon-Strategie der Europäischen Union, die im März 2000 von den europäischen Staats- und Regierungschefs auf einem Sondergipfel in Lissabon beschlossen wurde. Diese Strategie

muss vor dem Hintergrund eines wettbewerbsorientierten globalisierten Wirtschaftssystems gesehen werden, in dem nicht mehr einzelne Länder, sondern ganze Regionen miteinander in Konkurrenz stehen. Als Reaktion auf den verschärften globalisierten Wett-

Bildung



Eine Generation erhebt selbstbewusst die Stimme: „Niemand kann unser Denken regieren. Wir wollen selber über unsere Zukunft diskutieren, damit das nicht immer andere tun und über uns entscheiden.“ Fotos: Andy Urban

den USA, Japan, den asiatischen Tigerstaaten, bald aber auch mit den Schwellenländern China und Indien hat sich die EU zum Handeln entschlossen. Unter Punkt 5 der Lissabon-Erklärung vom 24. März 2000 wird dieser „Weg in die Zukunft“ so beschrieben: „Die Union hat sich heute ein neues strategisches Ziel für das kommende Jahrzehnt gesetzt: das Ziel, die Union zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt zu machen.“

Mit der Bologna-Deklaration vom 19. Juni 1999 soll ein gemeinsamer europäischer Hochschulraum geschaffen und mit dem eu-

ropäischen Wirtschaftsraum zur Deckung gebracht werden. So stellt auch die Europäische Kommission per Mitteilung vom 5. Februar 2003 über „Die Rolle der Universitäten im Europa des Wissens“ klar: „Es soll erreicht werden, dass die europäischen Hochschulen eine maßgebliche Rolle bei der Erreichung des strategischen Ziels spielen, das der Europäische Rat auf seiner Tagung von Lissabon festgelegt hat.“

Und hier setzt ein zentraler Kritikpunkt der Bologna-Gegner an; dass nämlich Wissen um der Erkenntnis willen ausgedient hat und ab sofort voll und ganz als Ressource und Kapital für wirtschaftliche

Zwecke instrumentalisiert werden soll, wie auch die Kommission ungeschminkt schreibt: „Das Wirtschaftswachstum und die Entwicklung zur Wissensgesellschaft sind offensichtlich in hohem Maße abhängig von vier miteinander zusammenhängenden Elementen: Schaffung neuen Wissens, Einbringung dieses Wissens in die allgemeine und berufliche Bildung, Verbreitung mittels Informations- und Kommunikationstechnologien und Nutzung durch die Industrie oder im Rahmen neuer Dienstleistungen. Die europäischen Hochschulen spielen demnach die Schlüsselrolle in diesem neuen Prozess.“

Neben dem Kampf gegen Bologna als europäisches Bildungskonzept ist es den Studenten genauso wichtig, den Bologna-Prozess in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext zu stellen: „Er ist Teil der EU-Lissabon-Strategie, die Bildung als Kapital sieht und damit der Wettbewerbsfähigkeit unterordnet. Außerdem bedeutet sie einen Angriff auf den Sozialstaat, den Ausverkauf öffentlichen Eigentums und die Anpassung der Lohnstandards nach unten. Unser Motto lautet daher: Gemeinsam dem Bildungs- und Sozialabbau entgegenzutreten.“

Diese Jugend ist politisch

Wortwörtlich so formulierte es eine Sprecherin im Aufruf zur Wiener Bologna-Demo. Die jungen Menschen wollen sich nicht mehr für dumm verkaufen lassen. „Angesichts der Milliardenunterstützung für Banken ist das Argument der Politik, es gäbe weder Geld für die Finanzierung der öffentlichen Bildung noch für Pensionen und Sozialleistungen, blanker Zynismus“, heißt es in einer „Bologna-burns“-Erklärung. Wissen und Bildung stellen für die Aktivisten „als öffentliches Gut auch ein soziales Recht dar, und ihr Nutzen geht weit über den einer ökonomischen Verwertbarkeit hinaus“.

Nein, diese Jugend ist nicht unpolitisch. Diese Jugend will selbstbestimmt denken, Ansprüche formulieren und Visionen leben. Zitat: „Gemeinsam stehen wir für eine politische Praxis, die Menschen vor Profite stellt, über Alternativen eines sozialen Europas diskutiert und zu einer politischen Wende weg von Neoliberalismus hin zu solidarischen und verantwortungsvollen Formen des Zusammenlebens beiträgt.“ Aber wie soll das politische Establishment das verstehen, wo doch schon ein ehemaliger Bundeskanzler süffisant meinte: „Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen.“

www.bolognaburns.org

www.unsereuni.at

Die Langversion ...

... des Artikels und weitere Bilder von der Demo finden Sie auf:

www.economy.at

Bildung

Studentendemonstrationen, Zugangsbeschränkungen an den Unis, Anforderungen von Massenuniversitäten, „Bologna reloaded“ und ein Herz für die forschungsgeleitete Lehre. Wissenschaftsministerin Beatrix Karl im Gespräch mit *economy*.

Der Weg des Dialogs

Christian Czaak

Cengiz Kulac, der ÖH-Vorsitzende der Uni Graz, bezeichnete die europäische Bologna-Konferenz in Wien Mitte März als das „Kopenhagen der Bildungspolitik“ und fordert weiterhin „eine lebendige Protestkultur“. Die Konferenz fand anlässlich des Abschlusses der ersten Phase zur Schaffung eines europäischen Hochschulraums statt. Im Mittelpunkt stand dabei auch die Bewertung des Bologna-Prozesses. Über die aktuellen Hochschulthemen sprach *economy* mit der neuen Wissenschaftsministerin Beatrix Karl (ÖVP).

economy: *Wie wollen Sie die derzeitige verfahrenere Situation an den Unis in den Griff bekommen? Mit einer alleinigen Zugangsbeschränkung ist es wohl nicht getan, oder?*

Beatrix Karl: Ich sehe keine verfahrenere Situation an allen Unis – wir haben sehr viele gut funktionierende Studiengänge. Probleme haben wir vor allem in den Massenfächern. Hier gilt es, bereits in der Studienwahlberatung anzusetzen. Jede Maturantin und jeder Maturant soll Bescheid wissen, welche Möglichkeiten es an den Unis gibt. Weiters bedarf es Maßnahmen bei der Bologna-Umsetzung. Dazu habe ich im Rahmen der Bologna-Konferenz in Wien unter dem Motto „Bologna reloaded“ ein Zehn-Punkte-Programm präsentiert.

Sie haben Gesprächsbereitschaft in Hinblick auf die Ihnen kritisch gegenüberstehenden Studenten gezeigt und einen Tag vor dem Meeting mit den „Uni-Besetzern“ Ihre Pläne zur Zugangsbeschränkung veröffentlicht. War das als „taktischer Schuss vor den Bug“ geplant, und wie wollen Sie den Konflikt in den Griff bekommen?



Beatrix Karl: „Es gilt bei der Studienwahlberatung anzusetzen: Jede Maturantin und jeder Maturant soll Bescheid wissen, welche Möglichkeiten es an den Unis gibt.“ Foto: Christian Jungwirth

Ich habe bereits bei meinem Amtsantritt betont: Mein Weg ist der Weg des Dialogs. Ich habe aber auch klare Meinungen und Positionen. Den Dialog habe ich bisher gelebt, etwa gab es gleich zu Beginn meiner Amtszeit ein Treffen mit der ÖH-Spitze, und ich war bei der akademischen Fragestunde der ÖH und der protestierenden Studierenden. Auch wenn ich mit den Studierenden in einigen Punkten nicht einer Meinung bin – wichtig ist der Austausch. Es ist zudem vor allem meine Verantwortung, als zuständige Ministerin Pläne vorzulegen, um die Probleme in den Massenfächern in den Griff zu bekommen und die Qualität an den Unis weiter zu steigern.

Wenn es schon nicht genug Platz an den Unis gibt, warum werden nicht zuerst ausländische Studie-

rende mit strengen Zugangskriterien faktisch „abgewehrt“?

Die Mobilität der Studierenden ist grundsätzlich sehr begrüßenswert und bekanntlich ein konkretes Ziel des Bologna-Prozesses. In manchen

Fächern haben wir vermehrt Zustrom aus dem Ausland, etwa gibt es viele junge Deutsche, die in Österreich Medizin studieren möchten. Hier gibt es eine Quote, sodass für österreichische

Studierende ein fixes Kontingent an Plätzen zur Verfügung steht. Das ist etwa in Hinblick auf die künftige medizinische Versorgung wichtig. Ich sage aber auch klar: Ich möchte, dass Studierende zu uns kommen der guten Bildung und Ausbildung wegen – nicht, um vor dem Numerus clausus zu flüchten.

In Deutschland gibt es den Numerus clausus. Außerdem werden

die Studenten je nach Studium bestimmten Unis bundesweit zugeteilt. Können Sie sich das langfristig auch für Österreich vorstellen?

Einen Numerus clausus für Österreich schließe ich aus. Eine konkrete Zuteilung von Studierenden ist derzeit nicht angedacht.

Stichwort Studiengebühren: *Wäre es denkbar, dass Unis die Höhe von Studiengebühren selbst festsetzen können? Und wenn, welche Höhe wäre dabei denkbar?*

Ich habe bereits mehrfach betont: Aus meiner Sicht sind Studienbeiträge sinnvoll, sie sind derzeit aber – auch aufgrund der fehlenden politischen Mehrheit – kein Thema. Sollte die SPÖ über ihren Schatten springen und, wie auch etwa die OECD empfiehlt, für Studienbeiträge stimmen, wird man ebenso über die Höhe diskutieren. Für mich steht jedenfalls außer Frage: Studienbeiträge müssen Hand in Hand mit einem Ausbau des Stipendienwesens gehen. Sind Zugangsbeschrän-

Bildung

Sind Zugangsbeschränkungen unbedingte Voraussetzung für Studienplatzfinanzierung an den Unis, oder ist auch eine andere Übereinkunft denkbar?

Es gibt im internationalen Vergleich kaum ein Land, in dem die Studienplatzfinanzierung nicht im weitesten Sinne auch an gewisse Kapazitäten geknüpft ist. Die Frage ist: Was ist ein Studienplatz? Ist jeder Studierende, der inskribiert ist, zu zählen? Oder wird ein gewisses Maß an Wochenstunden oder die Anzahl von Prüfungen herangezogen? Oder orientiert man sich an den Absolventenzahlen? Wir müssen uns also zunächst mit der Definition von „Studienplätzen“ beschäftigen, eng verknüpft mit den Ressourcen und Studierendenzahlen.

Ist Studienplatzfinanzierung bei den nächsten Leistungsvereinbarungsverhandlungen ein Thema?

Derzeit laufen in meinem Ministerium – wie auch im Regierungsprogramm vorgesehen – Vorarbeiten in Richtung Studienplatzbewirtschaftung. Man wird sehen, wie weit sie bis zum Beginn der nächsten Leistungsvereinbarungsverhandlungen fortgeschritten sind.

Wie steht es mit den Grundlagen vonseiten der Unis: Ist eine Kosten- und Leistungsrechnung bei den Unis bis dahin vorhanden?

Die Kosten- und Leistungsrechnung ist grundsätzlich ein Instrument, das den Unis helfen soll, ihre Mittel optimal einzusetzen und die tatsächlichen Kosten zu berechnen. Insofern sehe ich die Kosten- und Leistungsrechnung als eine von mehreren wichtigen Voraussetzungen für die Unis ...

... zu denen auch der neue Uni-Kollektivvertrag gehört. Sind Sie zufrieden damit? Wissenschaftler kritisieren, die Exzellenz steht wieder nicht im Mittelpunkt, das schafft eh jeder.

Der Uni-Kollektivvertrag wurde zwischen dem Dachverband der Unis und der Gewerkschaft nach sechs Jahren unter Dach und Fach gebracht und war ein wichtiges Signal für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Alle 21 Unis haben zu-



Die Wissenschaftsministerin zum Frauenanteil in Universitätsgremien: „Quoten allein sind zu wenig, es braucht weitere Frauenförderungsmaßnahmen. Wir müssen vor allem das Bewusstsein dafür stärken.“ F.: C. Jungwirth

gestimmt – auch der Anschub-beziehungsweise Teilfinanzierung durch das Wissenschaftsministerium. Die Unis haben sich in Eigenverantwortung für den Kollektivvertrag entschieden – diese Verantwortung erwarte ich mir von den Unis nun auch bei der Umsetzung.

Wie steht es mit der Stundenbelastung von Uniangestellten: Wie viel Zeit bleibt für Forschung, wie viel für Lehre? Sie sprachen in einem Interview mit der Zeitung „Die Presse“ von nötigen Reparaturen.

Die forschungsgeleitete Lehre liegt mir – gerade auch, weil ich selbst jahrelang Professorin an der Uni war – ganz besonders am Herzen. Es darf zu keiner Trennung von Forschung und Lehre kommen. Lehre und Forschung bedingen einander. Wir müssen aber auf ein Gleichgewicht achten. Den teils großen Anstieg bei der Zahl an Lektoren, die natürlich notwendig sind, um die Anforderungen der Massenuniversität zu bewältigen, sehe ich nicht ganz unproblematisch. Lektoren sind zweifelsfrei sehr wichtig, und sie machen eine sehr gute Arbeit an unseren Universitäten. Aber die Lehre kann nicht alleine von Lektoren bewältigt werden.

Die 40-Prozent-Frauenquote ist mit der letzten UG-Novelle ab 1. Oktober 2009 in Kraft getreten. Wie läuft die Entwicklung?

Wir hatten bereits ein erstes positives Beispiel: In der Curriculum-

Kommission der Fakultät für Bauingenieurwesen der Uni Innsbruck wurde der Frauenanteil von null auf 44 Prozent gesteigert. Klar ist aber: Quoten allein sind zu wenig, es braucht weitere Maßnahmen. Im Wissenschaftsministerium gibt es zahlreiche Frauenförderungsmaßnahmen. Wir müssen vor allem auch das Bewusstsein weiter stärken.

Wie geht es mit der von Johannes Hahn gestarteten Initiative für gesetzliche Rahmenbedingungen zur Absicherung des Forschungsstandortes weiter?

Ich nehme an, Sie sprechen das von Gio Hahn initiierte Forschungsfinanzierungsgesetz an. Dazu laufen im Ministerium die entsprechenden Vorarbeiten für einen Entwurf. Klar ist auch, dass wir die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigen müssen. Ich bin aber optimistisch, weil sich auch der Finanzminister für das Forschungsfinanzierungsgesetz ausgesprochen hat.

Stichwort Cern: Johannes Hahn wollte austreten, Werner Faymann hat nach Intervention von Erwin Pröll, der Angst um den Forschungsstandort Wiener Neustadt hatte, Nein gesagt. Wie denken Sie über Cern?

Das Cern ist sicherlich eine spannende Forschungseinrichtung. Aber auch die Umsetzung zahlreicher Forschungsprojekte von der European Roadmap wäre absolut wün-

schenswert. Beides gleichzeitig schaffen wir budgetär leider nicht. Nun müssen wir bei der European Roadmap eben Abstriche machen.

Was sagen Sie als Wissenschaftsministerin zu den wiederholten milliarden schweren Bankunterstützungen und der parallelen überaus restriktiven Budgetpolitik im Bereich Wissenschaft und Bildung?

Man kann nicht genug in Wissenschaft und Forschung investieren. Sie können sicher sein, dass ich um jeden Cent kämpfen werde. Aber wir dürfen die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen nicht aus den Augen verlieren. Es ist auch nicht zielführend, Äpfel mit Birnen zu vermischen und einzelne Bereiche gegeneinander auszuspielen.

Was haben Sie sich für Ziele und Aufgaben gesteckt – kurzfristig und langfristig für die gesamte Legislaturperiode?

Für mich ist zentral, dass wir die Qualität an den Hochschulen weiter ausbauen und den Forschungsstandort Österreich weiterhin stärken, um auch auf europäischer Ebene und international mitspielen zu können. Ebenfalls Schwerpunkte sind die Frauen- und Nachwuchsförderung.

Die Langversion ...

... des Interviews finden Sie auf:
www.economy.at

Special Wissenschaft und Forschung

Kinderleichte Wissensvermittlung

Einmal im Jahr stehen viele österreichische Unis im Zeichen der „speziellen“ Nachwuchsförderung.

Sonja Gerstl

Seit mehreren Jahren widmen sich die Kinderuniversitäten der Aufgabe, junge Menschen im Alter von sieben bis zwölf Jahren für die Wissenschaft zu begeistern. Mittlerweile sind Kinderunis zu einem fixen Bestandteil der außerschulischen Wissenschaftsvermittlung geworden und haben sich erfolgreich in mehreren europäischen Ländern etabliert.

Die Kinderuni Wien gilt dabei als eines der Modellprojekte in Europa. Das Kinderbüro der Universität Wien war es auch, das gemeinsam mit Partnern das European Children's Universities Network (Eucu.net) ins Leben gerufen hat. Dieses von der Europäischen Kommission finanzierte Projekt vernetzt länderübergreifend die zahlreichen Kinderunis: Neben dem Erfah-

rungsaustausch stehen auch die Unterstützung von Neugründungen und die Weiterentwicklung von bestehenden Kinderuniversitäten im Zentrum der Arbeit.

Gegen die Armut

Heuer widmet sich die Kinderuni Wien dem Europäischen Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung. „Reich an Wissen – zur Bekämpfung von Armut und Ausgrenzung“ lautet der Themenschwerpunkt des Groß-Events, der von 12. bis 24. Juli an zahlreichen Wiener Unis stattfinden wird. Groß-Event, weil im Vorjahr fast 4000 Kinder zwei Wochen lang den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ein Loch in den Bauch fragten. Rund 500 engagierte Lehrende beantworten auch heuer in über 400 Lehrveranstaltungen die oft kniffligen Fragen der Nach-



Zwei Wochen im Jahr gehören die Hörsäle und Labors der Unis den sieben- bis zwölfjährigen Studenten. Foto: Kinderbüro Uni Wien

wuchsforscher. Dazu kommen praxisnahe Übungen in Labors und öffentlichem Raum. Wie im „echten“ Leben endet auch das Studium an der Kinderuni mit einer Sponsions-

feier. Die Kinder erhalten den Titel „Magister universitatis iuvenum“. Kinderunis werden an zahlreichen österreichischen Unis abgehalten.

www.kinderuni.at

Jugendlicher Forschergeist

„Sparkling Science“ fördert die wissenschaftliche Zusammenarbeit von Forschern und Schulen.

„Sparkling Science“ nennt sich ein vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung ins Leben gerufenes Programm, in dem Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit Schülerinnen und Schülern in den unterschiedlichsten Forschungsbereichen arbeiten. Genauer unter die Lupe genommen werden aktuelle Themen aus den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen, nämlich Geisteswissenschaften, Informatik, Lehr- und Lernforschung, Medizin und Gesundheit, Naturwissenschaften, Sozialwissenschaften und Technik.

Das Förderprogramm „Sparkling Science“ ist vorerst auf eine Dauer von zehn Jahren angelegt, derzeit läuft die dritte Ausschreibung. Eingeladen sind Forschungseinrich-

tungen, Pädagogische Hochschulen und Fachhochschulen, gemeinsam mit Schulen Anträge zur Förderung von Forschungsvorhaben einzureichen. Thematisch gibt es keine Vorgaben, doch die Projekte müssen gewisse Voraussetzungen erfüllen.

Zukunftsorientierte Arbeit

So etwa müssen diese den neuesten Stand der Wissenschaft berücksichtigen und innovative Erkenntnisse über diesen Stand hinaus erarbeiten. Ebenfalls maßgeblich ist, dass die Schülerinnen und Schüler aktiv in die wissenschaftliche Arbeit eingebunden sind und inhaltlich relevante Beiträge zur Erreichung des jeweiligen Forschungsziels beitragen. Die Projektergebnisse müssen schriftlich präsentiert werden



Ambitionierte Jungforscher und Wissenschaftler arbeiten im Team an aktuellen Forschungsprojekten. Foto: Photos.com

und den gültigen wissenschaftlichen Qualitätsstandards entsprechen. Die Einreichfrist endet am 6. April 2010.

Die 30 höchstbewerteten Projektkonzepte erhalten Auszeichnungen sowie Forschungsprämien

von jeweils bis zu 5000 Euro. Die Forschungsvorhaben starten im kommenden Schuljahr, über bisherige Projektergebnisse von „Sparkling Science“ informieren Publikationen, Homepage und Blogs. sog

www.sparklingscience.at

Special Wissenschaft und Forschung

Laborarbeit mit Mehrwert

In der Gen-Au-Summerschool erhalten Jugendliche Einblicke in die Welt und Arbeitsweise der Wissenschaft. Das Praktikum dient der ersten Kontaktaufnahme mit naturwissenschaftlichen Disziplinen und der gezielten Nachwuchsförderung in einer zukunftssträchtigen Branche.

Sonja Gerstl

Grundsätzlich steckt in jeder Initiative, die es sich zur Aufgabe macht, Jugendliche an das echte Arbeitsleben heranzuführen, großes Potenzial. Umso mehr gilt das, wenn dies in Bereichen geschieht, die hierzulande als Schlüsseldisziplinen für zukünftigen Wohlstand und Wettbewerbsfähigkeit gesehen werden.

Eine davon ist die sogenannte wissensbasierte Bioökonomie (Knowledge-Based Bio-Economy), und nähergebracht wird diese interessierten Schülerinnen und Schülern ab dem 17. Lebensjahr von den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung initiierten Genomforschungsprogramm Gen-Au. Seit dem Jahr 2003 gibt es die Gen-Au-Summerschool, die während der Sommermonate mehrere Wochen lang Einblicke in biowissenschaftliche und sozialwissenschaftliche Institutionen in ganz Österreich gewährt und die Jugendlichen aktiv an der Forschungsarbeit teilhaben lässt.

Gezielte Nachwuchsförderung

Die Schülerinnen und Schüler lernen dabei, wie neues Wissen entsteht und wie man recherchiert. Sie übernehmen Eigenverantwortung, und sie lernen Wissenschaft als Beruf, Genomforschung als aktuelles Wissenschaftsgebiet und Gen-Au als Wissenschaftsprogramm kennen. Markus Schmidt, Betreuer der Gen-Au-Summerschool: „Es ist bekannt, dass sich junge Menschen heute seltener für naturwissenschaftliche Fächer an den Unis inskribieren als früher. Die Initiative versucht in dieser Hinsicht, die Lücke von der Schule zu den Unis beziehungsweise der Berufswahl zu schließen. Unsere Aufgabe ist es,



Für zahlreiche Absolventen der Summerschool steht nach Abschluss des Praktikums fest, was sie später studieren wollen. Die Bioökonomie kann wissenschaftlichen Nachwuchs gut gebrauchen. Foto: Summerschool

die Auswirkungen der neuen Bioökonomie auf und Interaktionen mit der Gesellschaft und Umwelt zu erforschen und zu thematisieren. In der Summerschool können sich Jugendliche ein ganz konkretes Bild von unserer Arbeit machen.“

Die Praxis gibt Schmidt recht. In vielen Fällen war die Summerschool eine Entscheidungshilfe für die spätere Studienwahl. Den Auftakt zur Summerschool bilden Jahr für Jahr die sogenannten Infodays, die in Wien, Graz und Innsbruck stattfinden. Interessierte Schülerinnen und Schüler kommen aus ganz Österreich angereist, um mit Forscherinnen und Forschern zu diskutieren und sich für einen Praktikumsplatz vormerken zu lassen. Das Aufnahmeverfahren ist umfangreich. Die Motivationsschreiben der Bewerber werden zunächst von einer Jury bewertet und gereiht. In einer zweiten Runde wird in einem persönlichen Gespräch zwischen Bewerber und Laborbetreuer über die endgültige Auswahl der Teilneh-

merinnen und Teilnehmer entschieden. Die Schülerinnen und Schüler sind während des Praktikums bei der jeweiligen Institution angemeldet und versichert und erhalten ein Taschengeld in Höhe von 200 Euro. Im Rahmen des Praktikums berichten die Jugendlichen regelmäßig über ihre Forschungsarbeit und ihre persönlichen Erlebnisse und Eindrücke in einem Weblog. Diese Einträge werden für die abschließende Praktikumsdokumentation herangezogen, welche von einer Jury bewertet wird. Die besten Arbeiten werden bei einem Abschluss-Event vorgestellt und prämiert.

Ambitionierte Aufgaben

Für heuer rechnen die Organisatoren mit rund 100 Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die von renommierten österreichischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, darunter Josef Penninger und Rudolf Zechner, betreut werden. Auf die Praktikantinnen und Praktikanten wartet eine Vielzahl von am-

bitionierten Aufgaben. Schmidt: „In meiner Gruppe wird es um einen Beitrag zum Projekt ‚Cisynbio: Cinema and Synthetic Biology‘ gehen. Die Schülerinnen und Schüler werden gebeten, ihre Ideen und Vorstellungen zu den Möglichkeiten, Chancen und Risiken der synthetischen Biologie filmisch umzusetzen. Dabei sollen reale wissenschaftlich-technische Aspekte genauso berücksichtigt werden wie gesellschaftliche Aspekte und Zugänge aus der Biokunst.“

www.summerschool.at

Special Wissenschaft und Forschung erscheint mit finanzieller Unterstützung durch das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung.

Teil 58

Die inhaltliche Verantwortung liegt bei *economy*.
Redaktion: Sonja Gerstl



Chat, Spiel und Video

Jugendliche passen ihr Kommunikationsverhalten den technischen Möglichkeiten an.

Michael Liebming

Noch liest Lukas (10) gerne. Augenblicklich wieder ein wenig mehr. Seine weitere Freizeit verbringt der Gymnasiast aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk hinter dem Computer, indem er auf Youtube Kurzfilme der japanischen Manga-Serie „Naruto“ schaut oder sich Songs und Klingeltöne fürs Handy runterlädt. Sein derzeitiger Favorit ist *We will rock you*. Allerdings in der japanischen Version.

Gelegentlich spielt Lukas auch mit seinem Freund Luca (12), der in Ottakring am anderen Stadtende wohnt, Fußball. Nicht auf dem grünen Rasen, sondern virtuell auf dem Xbox-Live-Channel. Dabei unterhalten sich die beiden via Headset, meist über gemeinsame Freunde, seltener über das gespielte Spiel.

Dass sich Jugendliche heutzutage nicht mehr persönlich treffen, beschreiben deutsche Psychologen

als Massenphänomen. Für die Teens sei es ganz selbstverständlich, ihre sozialen Kontakte übers Internet zu pflegen. Die Gründe dafür sehen die Wissenschaftler im fokussierten Interesse für andere Personen. Nicht ihre Ganzheit, sondern lediglich der Austausch von Gedanken stehe im Zentrum, wodurch temporäre Begegnungen via Internet oder Handy völlig ausreichen. Letztlich hätte man bei diesen Kontakten die Kontrolle, um sich rechtzeitig auszuloggen, wenn einem etwas nicht passt.

Dabei passen sich die Jugendlichen der schrittweisen zeitlichen Entwicklung an. Trotz einer Vielzahl technischer Möglichkeiten zeigen sich bei den Teenagern abhängig vom Alter sehr unterschiedliche Tendenzen.

Im Netz ist immer was los

Die heute 15-Jährigen bestätigen beispielsweise, dass „Mailen ziemlich out ist“. Sie versenden lieber

Dutzende SMS, chatten mit mehr als drei Freunden gleichzeitig oder telefonieren so lange, bis die Leitung abbricht. Schlimmstenfalls rufen sie halt nochmals an. Nicht wenige nutzen zur Kontaktpflege auch ausschließlich Facebook. Einfach um dazuzugehören.

Die 24-Stunden-Unterhaltung stellt für Pädagogen das eigentliche Problem dar. Während ein Buch nach rund 300 Seiten ein Ende findet oder ein Film nach gut zwei Stunden aufhört, ist im Netz immer was los.

Für Lukas stellt dieses noch kein Objekt der Begierde dar. Lieber genießt er den Freiraum, der ihm in seiner Sommerresidenz in Tulln zur Verfügung steht. Auf dem Land scheint der persönliche Kontakt noch ein wenig wichtiger zu sein. Und dort telefoniert er auch mit seinem Vater, wenn dieser beruflich im Ausland weilt. Über Skype, um ihn zu sehen, obwohl er resigniert feststellt: „Meistens ist er gerade



Teens pflegen soziale Kontakte oft übers Internet. Foto: Photos.com

unterwegs, und dann seh' ich ihn auch nicht.“

Notiz Block



Interaktive Services noch unbekannt

Wie eine aktuelle TNS-Emnid-Umfrage zeigt, legen nur wenige Zeitungsleser, die auch Internetnutzer

sind, Wert auf interaktive Onlineangebote wie Twitter, RSS-Feeds oder Web-TV. Vielen sind derartige Zusatzservices von Zeitungen sogar unbekannt. Die Studie befasste sich mit interaktiven und multimedialen

Diensten von 16 verschiedenen Onlinediensten und -services von lokalen und regionalen Zeitungsseiten. „In unserer Umfrage ging es primär um Angebote auf Webseiten von Zeitungen – also auch Twitter und Co als Teil davon“, so Michael Voß von TNS Emnid. Weiterer Trend: Mit journalistischer Qualität können Leser auch im Internet an die Tageszeitungen gebunden werden. Am größten ist die Akzeptanz von Angeboten, die aus der journalistischen Kernkompetenz entstehen. Dazu zählen Videos zu aktuellen Nachrichten oder auch die Listung häufig gelesener Artikel.

www.tns-emnid.com

Die TU Wien feiert 50 Jahre Laser

Eine der weltbewegendsten Erfindungen des 20. Jahrhunderts feiert

in diesem Jahr ihren 50. Geburtstag. Wie kaum eine andere Technologie aus den vergangenen Jahrzehnten ist der Laser heute zu einem unverzichtbaren Bestandteil unseres Alltagslebens geworden – auch wenn beispielsweise Benutzern von CD-Playern oder Supermarktkassen vielleicht gar nicht bewusst ist, dass hierfür ein Laser verwendet wird. Die 50-jährige Erfolgsgeschichte stellt Anlass für weltweite Feiern und Veranstaltungen dar, die im Rahmen der US-Initiative „Laserfest“ stattfinden. Die Technische Universität (TU) Wien ist als einzige österreichische Universität offizieller Partner von „Laserfest“. Gerade die TU Wien verfügt über eine breite Palette an Forschungsgruppen, die sich intensiv damit beschäftigen, die Lasertechnologie weiterzuentwickeln. *pta/red*

www.tuwien.ac.at



Internationales Landleben

Auf dem Outsourcing-Markt reüssieren nicht nur große IT-Unternehmen oder Facility-Betreuer. Auch kleine, hoch spezialisierte Dienstleister finden ihre Nische. Wie es ist, internationale Großkunden vom Land aus zu betreuen, und wie es sich arbeitet, wenn ein Baby durchs Büro krabbelt.

Christian Stemberger

Göltschach, auf 644 Meter Seehöhe am Südhang der Sattnitzberge gelegen, ein typisches Unterkärntner Dorf mit ganzen 177 Einwohnern und dem herrlichen Panorama der Karawanken. Ganz so ländlich ist das Idyll auf den zweiten Blick dann doch nicht. Die Bautätigkeit ist lebhaft, jedes Jahr kommen neue Einfamilienhäuser dazu. Der Baugrund ist vergleichsweise günstig und Klagenfurt nur zehn Autominuten entfernt. Hier leben Sarah Roberts und Stefan Vospernik mit ihrem elf Monate alten Sohn Frazer.

Die Kanadierin und der Kärntner haben sich 2003 kennengelernt – an einer Londoner Hotelbar. Nach zwei Jahren transatlantischer Beziehung zog Sarah nach Wien, wo Stefan für ein Marktforschungsinstitut tätig war. Trotz des Umzugs arbeitete Sarah weiterhin für ihre Eltern in Toronto. Die Versicherungsspezialisten beraten Banken bei großen Immobiliengeschäften.

Unabhängige Spezialisten

2007 gründeten Sarah und Stefan, damals 28 und 37 Jahre alt, ihr eigenes Unternehmen. Mit ein Grund für diese Entscheidung war Stefans Sohn aus einer früheren Beziehung. Stefan hatte schon länger nach einer Arbeit in Kärnten gesucht, um Paul näher sein zu können: „Das Jobangebot war nicht gerade umwerfend. Bei der Firmengründung spielte es aber nicht so eine große Rolle, wo wir uns niederlassen.“

Das in Europa unbekannte Geschäftsmodell wurde einfach von Sarahs Eltern kopiert. Deren Unternehmen gehört in Nordamerika zu den 15 größten seiner Art. Wenn große Immobilienpakete den Besitzer wechseln, wird das Geschäft von einer Bank finanziert. Um ihr Darle-



Im Hintergrund der 2139 Meter hohe Hochobir in Unterkärnten. Zwischen Arbeit und Kinderbetreuung finden Sarah und Stefan nur wenig Zeit, um diesen Ausblick zu genießen. Foto: Stemberger

hen abzusichern, prüft die Bank den Deal bis ins Detail. In Übersee ist es üblich, dass dabei die Versicherungspolizzen von unabhängigen Riskmanagern wie Intech Risk Management analysiert werden. In Europa übernimmt diese Prüfung oft ein Versicherungsmakler, der aber Polizzen verkaufen will, also Eigeninteressen verfolgt. Oder es kümmert sich der interne Riskmanager der Bank selbst darum. Der ist aber wiederum meist kein Versicherungsspezialist.

Schlechtes Timing

Als der österreichische Ableger von Intech gegründet wurde, sollte einer der Stammkunden Sarahs, die Credit Suisse, für volle Bücher sorgen. Der Baugrund wurde gekauft und ein Fertigteilhaus bestellt, Stefan kündigte, und alle Vorbereitungen für die Übersiedlung nach Kärnten waren bereits im Laufen.

Schlechter konnte der Zeitpunkt nicht gewählt sein. Wenige Wochen später begann die Immobilienkri-

se. „Unser Kerngeschäft war die Prüfung der Versicherungen von Immobilienpaketen, bevor sie als Aktien angeboten wurden“, blickt Sarah zurück, „dieses Geschäft kam über Nacht zum Erliegen. Wir standen vor dem Aus.“ Doch dann tauchte wie aus dem Nichts ihr neues Geschäftsmodell auf. Ein Loan Servicer, also ein Dienstleister, der laufende Großdarlehen für Banken verwaltet, kam auch ins Trudeln. Bei der Analyse stellte er unter anderem fest, dass seine Versicherungsexpertise mangelhaft war. So kam er mit Intech ins Geschäft. Das ist zwar nicht so profitabel, aber dafür ein jährlich wiederkehrendes, umsatzstarkes Geschäft.

Lebensqualität im Büro

„Wenn das Wohnzimmer dein Büro ist, ist die Arbeit immer da“, erzählt Sarah. „Abschalten ist unmöglich, es gibt immer etwas zu tun.“ Um Kinder und Haushalt kümmert sich der, dessen Arbeit gerade weniger dringlich ist. Das ist meist

Stefan. Dazu springen seine Eltern täglich drei Stunden als Babysitter ein: „Ohne sie würden wir es nicht schaffen. Trotzdem beginnt unsere Kernarbeitszeit um 20 Uhr, wenn die Kinder schlafen.“ Als Ausgleich genießen die beiden mehr Flexibilität. So holt Stefan seinen Sohn zweimal in der Woche von der Volksschule ab und fährt mit ihm zum Skifahren oder Schlittschuhlaufen.

Obwohl beide Wien vermissen, schätzen sie das Landleben. „Wenn du nur drei Schritte vom Büro in den Gemüsegarten brauchst, ist die Lebensqualität sehr hoch“, meinen die Hobbygärtner unisono. Und mit der Arbeit verträgt sich das Provinzleben ohne Weiteres. „Für unseren Job benötigen wir Telefon und Internet. Wo wir arbeiten, ist egal.“ Nur die Flugverbindungen könnten besser sein. Letztes Jahr wurde der Flug nach Frankfurt gestrichen. Nun müssen die beiden zu Meetings in der Bankenmetropole mit dem Auto anreisen.

www.intechrisk.com

Thomas Grimm: „Die Unternehmen können sich nachhaltiges Wirtschaften auch in Krisenzeiten leisten. Denn werden die Logistik- und Produktionsprozesse umweltfreundlich optimiert, dann bedeutet das auch geringere Kosten“, erklärt der IBM-Experte für Nachhaltigkeit.

Verantwortungsbewusstes Sparen

Christian Stemberger

economy: Warum beschäftigt sich IBM so intensiv mit Nachhaltigkeit?

Thomas Grimm: Alle Organisationen sind heute gefordert, sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung zu stellen. Als weltgrößtes Beratungsunternehmen können wir das Thema nicht ignorieren.

Wer kann sich Nachhaltigkeit in Zeiten der Krise leisten?

Nachhaltiges Wirtschaften hat den angenehmen Nebeneffekt, dass es auch Kosten spart. Optimierte ein Unternehmen seine Produktion nachhaltig, dann nutzt es die eingekauften Rohstoffe besser, reduziert den Energieverbrauch und vermeidet toxische Stoffe. Das bedeutet auch geringere Kosten beim Rohstoffeinkauf, beim Energieverbrauch und bei der Entsorgung. Und auch die nachhaltige Logistik reduziert Kosten.

Können Sie ein konkretes Beispiel nennen?

In den USA haben wir die Ersatzteilversorgung von VW optimiert. Da geht es um die Zusammenstel-

lung der Transporte: Die dringend benötigten Teile kommen auf den Lkw; was Zeit hat, kann umweltfreundlich und kostengünstig per Schiff oder Bahn transportiert werden.

IBM beschäftigt sich auch mit der energietechnischen Optimierung von Gebäuden.

Ja. Wir haben etwa für Migros Ostschweiz die Effizienz ihres gesamten Immobilienparks verbessert. Da geht es unter anderem um Produktionsbetriebe der Genossenschaft, um Shoppingmalls und Supermärkte sowie Hotels und Wellnesscenter. Migros Ostschweiz hatte den selben Energiespar- und Umweltauftrag wie die anderen vier Migros-Genossenschaften in der Schweiz. Die wählten aber den klassischen Ansatz und griffen zu Einzelmaßnahmen. Mit unserem ganzheitlichen Ansatz „IT for Green“ konnten wir wesentlich bessere Ergebnisse erzielen – beim Stromverbrauch um etwa 15 Prozent, beim Wasser gar 40 Prozent.

Was bedeutet „IT for Green“?

Üblicherweise werden die Einzelsysteme der Gebäudetechnik

zwar optimiert, aber nicht aufeinander abgestimmt. Man muss ein Gebäude jedoch ganzheitlich sehen. Wir haben ein zentrales Kontroll- und Steuersystem installiert, das alle Faktoren wie die Beleuchtung und die Klimaanlage zueinander in Beziehung bringt.

IBM berät nicht nur Unternehmen, sondern hat im öffentlichen Bereich etwa die City-Maut in Stockholm umgesetzt. Wie lautet Ihr Fazit?

Ein großer Erfolg. Der Privatverkehr ging um 25 Prozent zurück, die Luft wurde besser, und das öffentliche Verkehrssystem wurde durch den weniger dichten Verkehr beschleunigt. Das Wichtigste ist aber: Die Bürger von Stockholm sind mit dieser Lösung zufrieden. Sie haben sich klar für die Beibehaltung des Mautsystems ausgesprochen.

Welches Nachhaltigkeitsthema kommt als Nächstes auf uns zu?

Smart Metering. Es geht um den Einsatz intelligenter Stromzähler, die dem Netzbetreiber melden, wann wie viel Strom verbraucht. Damit könnte die Netzauslastung besser geplant werden.

Zur Person



Thomas Grimm, IBM-Experte für Nachhaltigkeit, beschäftigt sich mit „grüner IT“ und „grünen“ Lösungen durch IT sowie mit der gesellschaftlichen Verantwortung von Organisationen.
Foto: IBM

Was hat die Netzauslastung mit Nachhaltigkeit zu tun?

Mehr als die Hälfte des in Österreich produzierten Stroms wird gar nicht verbraucht. Dieser Strom verpufft ungenutzt als Wärme. Würden wir die benötigten Strommengen kennen, könnten wir die Energieproduktion besser steuern.

ibm.com/at/cities

1999 | 2010 11 Jahre economyaustria.at

bmw fi BMW_F a
Bundesministerium für Wirtschaft, Familie und Jugend



Das Special Innovation wird von der Plattform economyaustria finanziert. Die inhaltliche Verantwortung liegt bei economy. Redaktion: Christian Stemberger und Sonja Gerstl

Die Zügel in der Hand behalten

In einer zunehmend arbeitsteiligen Welt laufen Unternehmen Gefahr, die Kontrolle über die ausgelagerten Arbeitsprozesse zu verlieren. Mit dem Monitoring von Prozesskennzahlen können sie das vermeiden und sehen tagesaktuell, ob getroffene Vereinbarungen auch eingehalten werden.

Christian Stemberger

Business Intelligence, also das systematische Sammeln und Auswerten von Geschäftsdaten, hat sich über die Jahre zu einer der beliebtesten Disziplinen der Unternehmens-IT entwickelt. Die Darstellung und Visualisierung von Betriebskennzahlen ist zwar sinnvoll, wenn man sich einen Überblick verschaffen will. Wer aber die Ursache einer Fehlentwicklung finden will, dem bietet herkömmliche Business Intelligence nur eine oberflächliche Orientierung, wo er mit der Suche beginnen sollte.

„Bei der Datenanalyse sieht man nur die Spitze des Eisbergs“, sagt Helge Heß, Senior Vice President Product & Solution Management bei IDS Scheer, „um zu erfahren, wie diese Kennzahlen zustande kommen, muss man die Geschäftsprozesse durchleuchten.“ Es geht um Ursachenforschung. Business Intelligence zeigt nur, dass – beispielsweise – die Umsätze in einer bestimmten Region sinken. Warum das passiert, kann man aus diesen Zahlen nicht herauslesen. Oft ist es eine einzige Schwachstelle, die ein sonst gut geöltes Räderwerk bremst. Dieser Flaschenhals findet sich auf der Prozessebene – möglicherweise ist die Hotline überlastet, und potenzielle Kunden hängen zu lange in der Warteschleife.

Den Überblick bewahren

In diese Lücke stößt IDS Scheer: „Wir wollen kein klassischer Business-Intelligence-Anbieter sein“, betont Heß, „uns geht es darum, den Zusammenhang zwischen den Kennzahlen und der Prozessebene herzustellen.“ Process Intelligence nennt IDS Scheer diese Verknüpfung des Geschäftszahlenmonitorings und der Analyse der Prozess-Performance.



Mit Business Intelligence sieht man nur die Spitze des Eisbergs. Process Intelligence erlaubt den Blick auf die neun Zehntel, die unter der Wasseroberfläche verborgen sind. Foto: Photos.com

Die aus diesem Konzept abgeleitete Software lässt sich auf jeder Ebene im Unternehmen einsetzen. Die Geschäftsleitung erhält damit einen Überblick über den Ist-Zustand der Geschäftsprozesse. Die Abteilungsleiter werden in ihrer Rolle als Prozessverantwortliche umgehend informiert, wenn einer ihrer Prozesse aus dem Ruder läuft. Und auch den Mitarbeiter, der den Prozess ausführt, unterstützt das System – bei der Priorisierung seiner täglichen Aufgaben.

Die Kontrolle zurückgewinnen

Unternehmen konzentrieren sich zunehmend auf ihre Kernprozesse. Was sie nicht so gut können, lagern sie an externe Dienstleister aus. Den Vorteilen, die von geringe-

ren Kosten bis zur professionellen Abwicklung durch einen Spezialisten reichen, steht die Gefahr gegen-

„Wer seine Kunden täglich auf dem Laufenden halten kann, hat einen wichtigen Wettbewerbsvorteil.“

HELGE HESS,
IDS SCHEER

über, die Kontrolle über die ausgelagerten Prozesse zu verlieren. „Stehen aber dem Auftraggeber die aktuellen Prozesskennzahlen zur Verfügung“, so Heß, „gewinnt er die volle Kontrolle zurück.“ Bei einer Fehlentwicklung kann er sofort gegensteuern – noch bevor die Zielabweichung das eigene Unternehmensergebnis belastet.

Equens SE, ein Kunde von IDS Scheer, ist auf die Abwicklung des Zahlungsverkehrs zwischen Banken spezialisiert. Um die Zahlungsprozesse zu überwachen, setzt die größte deutsche Transaktionsbank den Aris Process Performance Manager (PPM) ein. Die dabei automa-

tisiert hergestellten Reports werden auch direkt den Banken zur Verfügung gestellt.

Transparente Prozesse

Diese Fähigkeit, die Kunden stets auf dem Laufenden zu halten, kristallisiert sich zunehmend als ein entscheidender Wettbewerbsvorteil für Dienstleister heraus. Als die Deutsche Bahn dem auf Kundenbeziehungskarten spezialisierten Unternehmen Loyalty Partner das Management der Bahncard übertragen hat, tat sie das nicht nur wegen der Branchenkompetenz des Anbieters. Mit ein Grund war auch, dass die Deutsche Bahn die Abwicklung der Bahnkarte überwachen kann, als ob sie im eigenen Haus geschehen würde. Der Auftraggeber kann also auf tagesaktueller Basis überprüfen, ob die vereinbarten Vorgaben tatsächlich erfüllt werden, und muss seinem Dienstleister nicht mehr blind vertrauen.

www.ids-scheer.at

Wissenstrennwände niederreißen

Während das Thema Warenwirtschaft schon weitgehend ausgereizt ist, kann man sich mit Dokumentenmanagement noch einen Wettbewerbsvorteil verschaffen. Denn unstrukturierte Dokumente wie E-Mails oder Word-Dateien spielen eine entscheidende Rolle in Geschäftsprozessen.

Christian Stemberger

Die Rolle der Warenwirtschaftssysteme in Hinblick auf den Unternehmenserfolg ist unbestritten. Jedoch ist heute ein Punkt erreicht, an dem weitere Investitionen in SAP und Co nur mehr bescheidene Resultate zeitigen. „Trotzdem sind viele Unternehmen noch immer auf ihre strukturierten Inhalte fixiert“, kritisiert Markus Hartbauer, Chief Solutions Architect bei SER, „die Bedeutung nicht strukturierter Inhalte wird oft nicht wahrgenommen.“

Um das Bewusstsein für die Möglichkeiten des Enterprise Content Management (ECM) zu schärfen, haben sich die sieben größten Anbieter Deutschlands, darunter SER Solutions, zur ECM-Allianz zusammengeschlossen. Gerade in E-Mails stecken für den Unter-

nehmenserfolg kritische Informationen, die sonst nicht verfügbar sind – zum Beispiel ob der Kunde noch zufrieden oder bereits wütend ist. Wissen dieser Qualität ist in den Postfächern der Mitarbeiter oder auf den verschiedenen Gruppen-Servern verstreut. „Eigentlich ein unhaltbarer Zustand“, meint Hartbauer, „das Wissen gehört dem Unternehmen und sollte allen Mitarbeitern zur Verfügung stehen.“ Der Nutzen ist einfach erklärt: Besser informierte Mitarbeiter treffen die besseren Entscheidungen.

Paradigmenwechsel

Ein Dokumentenmanagementsystem vernetzt die Inhalte der verschiedenen Plattformen wie Mail- oder File-Server. So entsteht eine elektronische Akte, in der alle Informationen zu einem Kunden



Papier ist tragbar. Im Unternehmen aber ist modernes Dokumentenmanagement die bessere Wahl. Foto: www.ecm-jetzt.de

verfügbar sind. Bisher wussten die Mitarbeiter oft nicht, welches Wissen ihnen entging. Oder willkürlich errichtete Trennwände, etwa Gruppenlaufwerke, schotteten die Abteilungen voneinander ab.

„Wir stehen vor einem Paradigmenwechsel“, kündigt Hartbauer an, „bis heute hortete jeder Mitar-

beiter sein Wissen, geteilt wurde nur auf Anfrage.“ In der Zukunft wird das ganze Unternehmenswissen grundsätzlich jedem Benutzer zur Verfügung stehen. Davon ausgenommen sind nur begründete Fälle – vom Lohnzettel bis zur Konstruktionszeichnung.

www.ecm-jetzt.de

Den Wildwuchs zurückschneiden

Viele Betriebe kennen ihre Druckkosten nicht – und wissen nicht, wie viel sie sparen können.

Der Trend zum Outsourcing hat auch den Markt für Drucker und Kopierer erfasst. Es geht längst nicht mehr darum, Kunden einfach ein Gerät zu verkaufen.

Ein Vorreiter auf dem Weg vom Hersteller zum Dienstleister ist Konica Minolta. Mit Optimized Print Services (OPS) dehnt der japanische Bürotechnikspezialist sein Dienstleistungsportfolio weiter aus. Österreich ist eines der ersten Länder, in denen das neue Konzept durchgezogen wird.

Alles aus einer Hand

Dazu beigetragen hat unter anderem, dass sich Konica Minolta Business Solutions Austria den Ruf

einer besonders innovativen Organisation erwerben hat. Um Kunden die optimale Lösung in die Hand geben zu können, startet Konica Minolta mit einer Analyse der bestehenden Druckerlandschaft.

Es gilt den Wildwuchs zu beseitigen, der sich im Lauf der Jahre gebildet hat. „Wer die Modellvielfalt

im Unternehmen auf drei bis fünf Drucker und Multifunktionsprinter reduziert“, sagt Johannes Bischof, Geschäftsführer der Österreich-

Tochter, „kann auch die Kosten deutlich reduzieren.“ Dann wird für den Kunden eine maßgeschneiderte Lösung

„Wild gewachsene Druckerlandschaften sind komplex – und Komplexität kostet Geld.“

JOHANNES BISCHOF,
KONICA MINOLTA

entworfen. Die Möglichkeiten reichen hier vom einfachen Wartungsvertrag bis zum kompletten Outsourcing des Drucker-Managements – was Geräte anderer Hersteller mitein-

schließt. „Die Kunden entwickeln sich sehr dynamisch“, beobachtet Bischof, „Niederlassungen werden eröffnet, Geschäftsbereiche abge-

stoßen oder neu organisiert.“ Für den Dienstleister ist das eine Herausforderung. Er muss seine Services ständig an die Kundenbedürfnisse anpassen, zusätzliche Geräte aufstellen oder für schlecht ausgelastete Drucker einen neuen Standort finden.

Der Start der Optimized Print Services ist gelungen. „Die Unternehmen sind nach wie vor auf der Suche nach Einsparungsmöglichkeiten“, kann sich Bischof nicht über mangelndes Interesse beklagen. Ein Sparpotenzial von 20 Prozent bei gleichzeitig mehr Flexibilität und Service – mehr Argumente braucht man nicht. *cst*

www.konicaminolta.at



Verband der
Technologiezentren Österreichs

be part of it —
think networks!

Der **VTÖ** ist

- die Interessensvertretung des Netzwerkes österreichischer Technologiezentren
- Impulsgeber regionaler Innovationsaktivitäten
- Unterstützer regionaler Wirtschaftsentwicklung
- Initiator und Träger von Netzwerkprojekten

Damit leistet der **VTÖ** einen aktiven Beitrag zur Stärkung des Wirtschaftsstandortes Österreich und zur Sicherung sowie Schaffung regionaler und innovativer Arbeitsplätze!

www.vto.at

supported by



Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

Erfolgreiche IT-Partnerschaften

Abgeschlankte Budgets für unternehmenseigene EDV-Abteilungen führen dazu, dass sich immer mehr Firmen für die Auslagerung ihrer IT-Infrastruktur entscheiden. Managed Services reduzieren nachweislich den Kostendruck.

Sonja Gerstl

Gerade wenn die Zeiten hart und die monetären Ressourcen endenwollend sind, empfiehlt es sich für Unternehmen, standardisierte IT-Betriebsdienstleistungen zuzukaufen. Wilfried Pruschak, Geschäftsführer von Raiffeisen Informatik, stellt dazu fest: „Aus wirtschaftlicher Sicht gibt es heute keinen vernünftigen Grund mehr, Standardanwendungen wie SAP, Microsoft oder Lotus Notes im eigenen Rechenzentrum zu betreiben. Ein Outsourcer kann diese Leistung als sogenanntes Shared Service auf einer gemeinsamen Hardware-Plattform deutlich effizienter erbringen.“

Hintergrund ist, dass der technologiegetriebene Wandel bei Datenbanken, Betriebssystemen und in den SAP-Modulen heutzutage ohne ein professionelles, top ausgebildetes Team kaum mehr von Firmen in Eigenregie bewältigt werden kann. Ein weiterer Vorteil besteht darin, dass durch die Auslagerung dieses „Services“ kein Kapital mehr in IT-Investitionen gebunden werden muss und die IT-Kosten für Unternehmen dadurch planbarer werden. Das vermindert die Liquiditätsbindung und setzt Kapital frei.

Strategische Erfolgsfaktoren

„Die Grundlage für die Erbringung von kostengünstigen Managed Infrastructure Services bieten innovative Technologien im Bereich der Automatisierung und Virtualisierung, die im Raiffeisen Informatik-Rechenzentrum zum Einsatz kommen. Automatisierung und Virtualisierung wirken direkt auf die strategischen Erfolgsfaktoren

Kosten, Qualität und Zeit“, erklärt Pruschak. Im Rahmen eines Managed-Services-Ansatzes überträgt der Kunde ganze Prozesse oder Teilprozesse einem externen Dienstleister und profitiert bei diesem One-to-Many-Modell; schließlich managen Unternehmen wie Raiffeisen Informatik die IT einer Vielzahl von Unternehmen. Durch verbrauchsabhängige Abrechnungsmodelle wie „Pay per Use“ oder „on Demand“ passt sich das Service darüber hinaus auch flexibel an die Geschäftsentwicklung an. Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Partnerschaft ist dabei freilich die Größe des Anbieters.

„Als größter Outsourcer des Landes betreibt Raiffeisen Informatik rund 100 SAP-Mandanten auf einer hochmodernen, virtualisierten Hardware-Plattform. Die dadurch erzielten Kostenvorteile können wir an die Mandanten weitergeben. Und mit jedem neuen Kunden wird das Modell noch kosteneffizienter. Outsourcing sollte immer eine Win-win-Situation zwischen den Partnern herstellen. Bei Managed Services ist das in idealer Weise erfüllt“, meint Pruschak.

Umfassendes Portfolio

Raiffeisen Informatik bietet Managed Services im Rahmen ihres Outsourcing Portfolios. Angeboten werden sämtliche IT-Services vom Betrieb der Infrastruktur über Beratung bis hin zur einzelnen Arbeitsplatzbetreuung. Besonderes Augenmerk wird auf Hochverfügbarkeit und Sicherheit gelegt.

Österreichweit vertrauen zahlreiche Unternehmen auf die Services der Raiffeisen-Informatik. So etwa auch die Österreichische Gold-



Richtig eingesetzt kann Outsourcing den Kostendruck schnell reduzieren und die derzeit dringend benötigte Liquidität schaffen. Foto: Photos.com

und Silberscheideanstalt Ögussa.

Marcus Fasching, Geschäftsführer von Ögussa, resümiert: „Neue strukturelle Anforderungen an unsere bestehende SAP-Landschaft und die Ausrichtung auf zukünftige Systemerweiterungen waren die maßgeblichen Kriterien, mit denen wir die Anbieter bewertet haben. Diesen Ansprüchen wurde durch das Angebot von Raiffeisen Informatik am besten entsprochen. Der Export des bestehenden Systems mit SAP-Tools und die Installation des neuen SAP-Systems von Ögussa geschah in kürzester Projektdauer. Wir sind mit dem Ergebnis der Migration sehr zufrieden.“

Auch bei dem auf Automatisierungslösungen spezialisierten Industrieunternehmen Keba setzt

man auf Outsourcing. Der gesamte IT-Betrieb für SAP und sämtliche weitere ERP-Anwendungen wurden Raiffeisen Informatik übertragen. An die Systeme der Keba-Zentrale in Linz sind acht Niederlassungen in China, Deutschland, Rumänien, Tschechien, Türkei und den USA angebunden, die ebenfalls serviert werden.

Franz Höller, technischer Vorstand von Keba, erklärt: „Anstehende Investitionen in Rechenzentrumsräumlichkeiten, Infrastruktur und Server-Systeme wären notwendig geworden. Wir suchten einen langfristigen und starken Outsourcing-Partner, um IT-Ressourcen für die Kernkompetenzen des Unternehmens freizubekommen.“

www.raiffeiseninformatik.at

Rundum-Betreuung für Content

Bereits im Vorfeld der Implementierung muss eine Reihe von Faktoren berücksichtigt werden, damit Content-Management-Systeme sich auch im Arbeitsalltag bewähren. APA-IT greift auf umfassendes Know-how und jahrzehntelange Erfahrung im Medienbereich zurück.

Sonja Gerstl

Dass unter Content-Management weitaus mehr zu verstehen ist als die einigermaßen reibungslose Verwaltung einer Homepage, ist selbst dem in Sachen Informationstechnologie relativ unbedarften 08/15-User klar. Schließlich nutzt er beim Surfen durchs World Wide Web eine Vielzahl von Services, die kontinuierlich erneuert oder erweitert und damit noch kundenfreundlicher gestaltet werden..

Wie viel Arbeit tatsächlich dahintersteckt und welche Faktoren zu berücksichtigen sind, um Unternehmen einen exzellenten Internetauftritt zu beschern, weiß Martin Schevaracz, Marketing- und Vertriebsleiter von APA-IT: „Für uns ist Content-Management ein weit gespannter Begriff. Das sind nicht nur Systeme, die das Verwalten von Web-Inhalten ermöglichen, sondern da geht es auch um das Managen, Bearbeiten, Organisieren und Archivieren von digitalen Informationen. Für ein effizientes Management von Content, also Text, Bild, Audio und Video, genügt nicht nur das technische Wissen alleine. Entscheidend ist, über den Workflow eines Kunden Bescheid zu wissen. Nur dann kann man die bestmögliche Lösung erarbeiten.“

Praxisnahe Lösungen

APA-IT blickt auf jahrzehntelange Erfahrung im Medien- und mediennahen Umfeld zurück. „Dieses spezifische Branchen-Know-how macht unsere Stärke aus. Ein Entwickler programmiert eine Webseite so, wie es ihm vorgegeben wird. Wir bieten unseren Kunden zudem unser fundiertes Wissen um die Abläufe in Redaktionen, Werbeagenturen und Wirtschaftsunternehmen“, erläutert Schevaracz die Vorteile. Entscheidend ist für



Für eine effiziente Internet-Performance von Unternehmen reicht eine „hübsche“ Website alleine nicht aus. Diese muss auch kompetent gemanagt werden. Foto: Photos.com

ihn deshalb auch ausführliche Beratung im Vorfeld. „Wichtig für uns ist der Weg zur Lösung. Es geht darum, zunächst einmal festzustellen, was der Kunde braucht und welches Ergebnis er letztendlich haben will. Erst wenn das abgeklärt ist, können wir in einem weiteren Schritt sagen, welche Lösung am besten zu ihm passt. Es ist eher selten, dass wir eine Applikation aus der Schublade nehmen und eins zu eins bei unseren Kunden installieren. Die Lösungen müssen immer an die Bedürfnisse des Kunden angepasst werden – nicht umgekehrt.“

Abläufe in Redaktionen werden heutzutage ganz selbstverständlich durch spezielle Software wie Redaktionssysteme und Digital Asset Management unterstützt. Das bedeutet aber nicht automatisch, dass die Arbeitsflüsse damit optimal geregelt sind. Hier setzt APA-IT an und entwickelt entsprechende

Lösungen, die sich vor allem durch Alltagstauglichkeit auszeichnen – etwa mit der Recherche- und Archivplattform APA-Onlinemanager, dem multimedialen Redaktionssystem Mars oder Redsys, einem spezifischen Content-Management-System für Broadcaster.

Effiziente Verwaltung

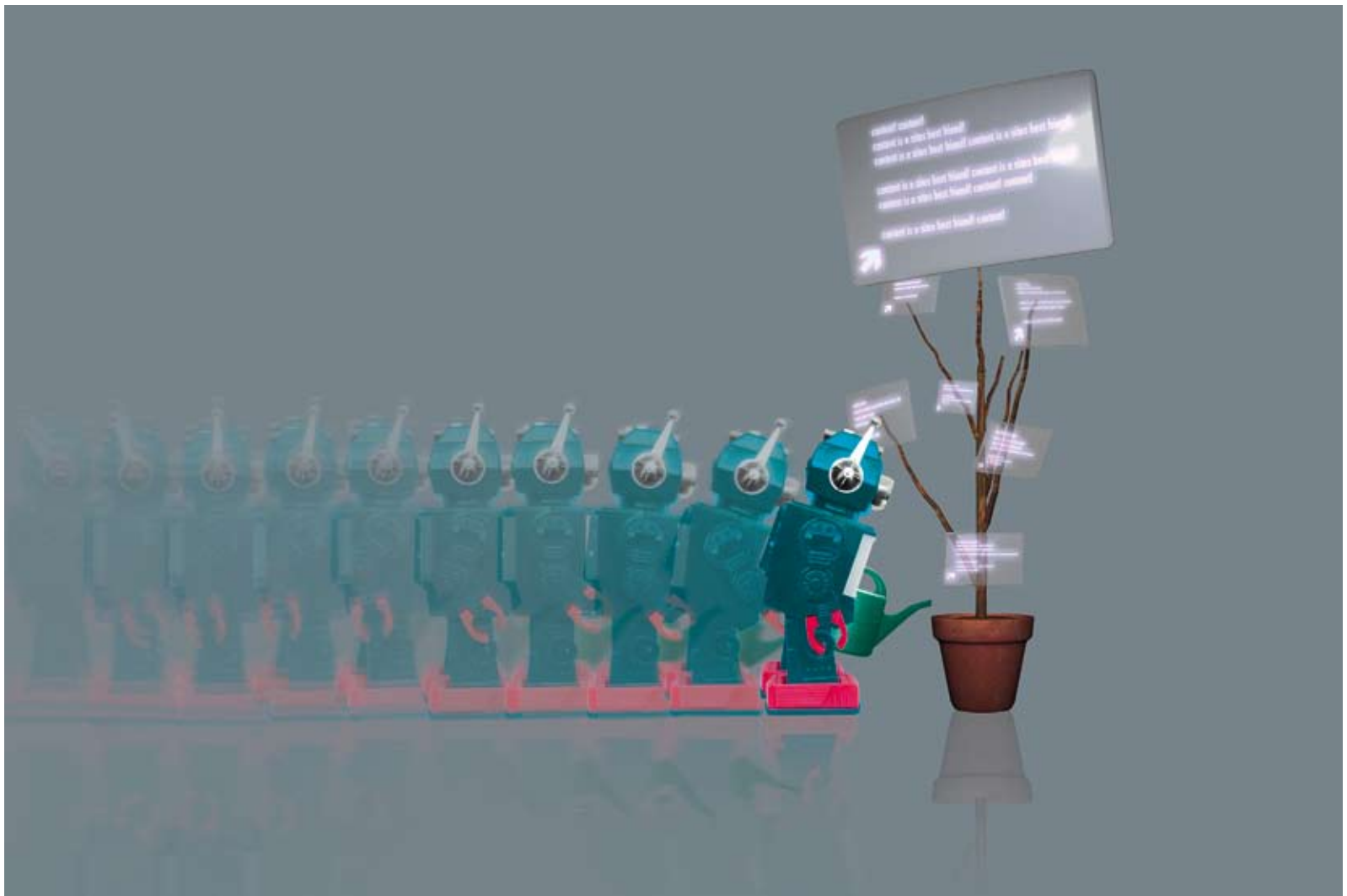
Das APA-Content-Management-System (CMS) verfügt über eine Import-Schnittstelle, die Content in unterschiedlichsten Formaten in die Web-Applikation übernimmt. Für eine effiziente Verwaltung von Inhalten sorgt die offene Architektur des APA-CMS, die jederzeit den individuellen Bedürfnissen der Kunden angepasst werden kann.

Das Know-how von APA-IT kommt aber nicht nur im Medienbereich zum Einsatz. Unterstützung finden Unternehmen ebenso bei der Umsetzung ihrer Web-Performance.

Das ist umso wichtiger, wenn der jeweilige Onlineauftritt zugleich auch als Vertriebskanal dienen soll. Das Angebot von APA-IT reicht von Newslettern, Foren und Blogs über iPhones-Apps bis hin zu komplexen Intranet-Lösungen für die interne Unternehmenskommunikation.

Dass immer mehr Kunden mittlerweile nicht nur in puncto Media Solutions auf APA-IT zurückgreifen, sondern diesem Unternehmen gleichzeitig ihre unternehmenseigene IT ganz oder teilweise anvertrauen, führt Schevaracz aber nicht nur auf wirtschaftliche Gründe zurück: „Natürlich gilt: Je mehr die Firmen auf ihre Kosten schauen müssen, desto eher kommt dann auch das Thema Outsourcing oder Server Hosting ins Spiel. Unser großes Plus ist es aber, dass Kunden von uns alles aus einer Hand bekommen – kompetent und zuverlässig.“

www.apa-it.at



Living Content.

Verbinden Sie Ihr Unternehmen mit dem Puls des Geschehens. Beleben Sie Ihren Auftritt und Ihre Wirkung bei der Zielgruppe. APA-MultiMedia liefert Ihnen **LIVING CONTENT** jeder Art – in Wort, Bild, Ton und Video – für Ihre Websites, Publikationen, Screens, Handys und vieles mehr.

APA-MultiMedia

Ihr Partner für multimedialen Content und redaktionelles Outsourcing.

www.multimedia.apa.at

APA:MULTIMEDIA

APA

APA-MultiMedia
Laimgrubengasse 10
1060 Wien

Tel.: +43/1/360 60-3333
E-Mail: multimedia@apa.at
Web: www.multimedia.apa.at

So viel Sicherheit wie nötig

Risiken wie Datendiebstahl werden ignoriert. Dabei sind diese Gefahren genauso real wie die Möglichkeit eines Autodiebstahls. Trotzdem versperrt zwar jeder seinen Wagen, aber beim Notebook ziehen nur wenige den Schlüssel ab.

Christian Stemberger

Internetkriminalität ist mittlerweile zu einem weltumspannenden Wirtschaftszweig geworden. Trotzdem kann auch der Laie mit ein paar simplen Maßnahmen und Regeln ein akzeptables Sicherheitsniveau erreichen. Denn wie viel in Sicherheit investiert werden sollte, hängt immer davon ab, wie schützenswert die eigenen Daten sind. Und die allererste Sicherheitsregel ist immer ein gesundes Maß Misstrauen.

Zwei globale Trends macht Thomas Blaschka, Leiter des Produktmanagements für Netzwerke und Security bei Kapsch Businesscom, derzeit aus: „Die Spam-Angriffe finden zunehmend tagesaktuell statt. Die klassischen Aufhänger wie Viagra oder Lottogewinn verlieren an Bedeutung.“ Als General Motors in groben Schwierigkeiten steckt, machte ein Mail mit dem angeblichen Selbstmord des CEO die Runde. Spam wird also immer intelligenter. Es ist nicht mehr so leicht, ihn einfach anhand der Betreffzeile zu identifizieren.

Der zweite Trend laut Blaschka ist, dass Angriffe im Cyberspace immer mehr politischen Charakter annehmen. Und die Angreifer würden keineswegs nur aus China kommen. Auch die USA sind in der Statistik ganz weit vorne. Und andere Staaten rüsten nach. Ziel dieser Attacken sind wettbewerbsrelevante Informationen, etwa Konstruktionspläne.

Schwachstellen

Zunehmend werden die sozialen Netzwerke wie etwa Facebook als Sicherheitsproblem eingestuft. Im Internet ist die Hemmschwelle, pri-

vate oder berufliche Informationen gegenüber Fremden preiszugeben, niedriger als bei einem persönlichen Kontakt. Zudem erleichtert es die Suche nach potenziellen Opfern, denn sie erfolgt automatisiert.

Eine andere Sicherheitslücke tut sich bei den Smartphones auf. Apps, in der Mehrzahl sichere und sinnvolle kleine Programme, die Spiele, Zugang zu Informationsportalen oder zusätzliche Gerätefunktionen wie eine Navigationssoftware anbieten, stellen eine Möglichkeit dar, Schadsoftware auf ein Handy zu schleusen. Blaschka hält es für notwendig, dass die App-Stores von iPhone und Android nicht für jede Software offen sind: „Auch wenn Apple für die ersten Schritte in diese Richtung harsch kritisiert wird, ist dies grundsätzlich der richtige Weg.“

Wer ein Programm aus dem Internet herunterlädt, sollte immer überprüfen, ob eine unabhängige Instanz – zum Beispiel eine Fachzeitschrift – das Programm auch bewertet hat. Wer in sozialen Netzwerken unterwegs ist, sollte überlegen, wie Informationen missbraucht werden können. Kündigt man seinen Urlaub im Netz an, darf man sich auch nicht wundern, wenn die Wohnung bei der Rückkehr leer geräumt ist.

Generalschlüssel

Problematisch ist oft die Handhabung von Benutzernamen und Passwörtern, beobachtet der Sicherheitsexperte: „Wenn man seinen wirklichen Namen oder die E-Mail-Adresse als Benutzername verwendet und dazu immer dasselbe Passwort, dann ist das ein Generalschlüssel.“ Zumindest beim



Sicherheit wird in vielen Bereichen großgeschrieben. Gegen Datendiebstahl sind aber nur die wenigsten gewappnet. Foto: Photos.com

Onlinebanking oder Ebay-Account sollte man etwas vorsichtiger sein. Blaschka fordert nichts Unmögliches: „Wer sich kein Passwort merken kann, darf es auch aufschreiben.“ Nur zu offensichtlich dürfe es nicht sein, mit ein wenig Kreativität finde sich ein unverdächtigter Ort wie etwa eine Notiz im Kalender – und „Passwort“ oder „Banking“ solle tunlichst nicht dabeistehen.

Das Virenschutzprogramm auf dem PC, im Privatbereich kann es durchaus auch eine Freeware sein, ist Pflicht. Und alle zwei Wochen sollte das ganze System gescannt werden. Wobei Blaschka auch hier Realist bleibt: „Einmal im Monat ist besser als gar nicht.“ Großen Nachholbedarf ortet er beim Verschlüsseln mobiler Endgeräte wie Laptops

oder PDA: „Das sollte so selbstverständlich wie das Absperren des Autos sein.“

Ebenfalls im Argen liegt die Verschlüsselung des Datentransfers von mobilen Geräten: „Smartphones und Laptops sind oft vollkommen ungeschützt. Jedes E-Mail kann mitgelesen werden.“ Hier scheitert es an einer benutzerfreundlichen Lösung. Die soll aber, so der Kapsch-Experte, innerhalb der nächsten 18 Monate für den Enterprise-Markt zur Verfügung stehen.

Und wenn einmal die Privat-User ihre Daten nicht mehr lokal, sondern bei einem Provider in der „Wolke“ speichern werden, dann werden auch sie über eine End-to-end-Verschlüsselung auf sie zugreifen können.

Globale Support-Plattform

Das US-Unternehmen Cisco Systems hat weltweit eine Vielzahl von Lieferanten und Geschäftspartnern. Deren uneinheitliche EDV-Systeme führten zu Service-Prozess-Verzögerungen. Dank Consulting konnte das Problem gelöst werden.

Sonja Gerstl

Cisco Systems ist der weltweit größte Anbieter für Netzwerkkomponenten. Um seinen Kunden ein durchgängiges Service zu garantieren, kooperiert der Konzern mit einer Vielzahl von Lieferanten und Geschäftspartnern quer über den Globus. Bei dieser Zusammenarbeit war Cisco Systems laufend mit einer uneinheitlichen Systemlandschaft in den Support-Abläufen konfrontiert. Durch diese Medienbrüche ergaben sich im Weiteren unterbrochene Service-Prozesse.

Aufgrund seiner Erfahrungswerte wurde Raiffeisen Informatik beauftragt, durch Consulting zu unterstützen. Ziel des Projekts war es die unterschiedlichen Systeme

zu koppeln und gleichzeitig zu vereinheitlichen. Durch entsprechende Beratung von Raiffeisen Informatik wurde für Cisco ein ungebrochener Kommunikationsfluss beim Support ermöglicht. Alle Prozesse und Systeme wurden im Vorfeld genau untersucht. Daraus wurde ein Idealbild, eine „Support-Vision“, definiert und notwendige Maßnahmen für diese Zielerreichung abgeleitet.

Zentrale Datendrehscheibe

Einen wesentlichen Bestandteil der Gesamtlösung stellt eine zentrale Datendrehscheibe zur Supportabwicklung dar, an die alle Partner und Lieferanten angeschlossen werden können. Über diese neue Plattform können zudem auch zahlreiche



Ein ungebrochener Kommunikationsfluss ist eine wesentliche Voraussetzung für optimale Geschäftsverbindungen. Foto: Photos.com

Berichte erstellt werden. Alle Lieferanten sind nun in der Lage, weltweit und mit einem einheitlichen

Prozess Anfragen auf einer gemeinsamen Plattform abzuwickeln.

www.raiffeiseninformatik.at

Umfassender Firmendatenschutz

Individuelle Gesamt-IT-Security-Konzepte für große und kleine Unternehmen sind gefragt.

Als zertifizierter Partner der führenden Hersteller von IT-Security-Hard- und Software-Komponenten bietet Telekom Austria (TA) Geschäftskunden ein umfassendes Portfolio an Sicherheitslösungen an. Gesamtkonzepte, die unversellen IT-Schutz bieten, erfreuen sich dabei steigender Beliebtheit.

Eines davon ist „Professional Secure“, ein speziell für die in Österreich stark vertretenen Klein- und mittleren Unternehmen maßgeschneidertes Security-Bundle. TA implementiert bei diesem Produkt die Standard-Firewall-Komponenten von Cisco und führt dann einen Test im Kundennetz durch. Bei diesem Bundle können die Kunden zwischen unterschiedlichsten Modellen wählen. Mit „Professional Secure“ werden Kunden-LANs gegen-

über einem externen, unsicheren Netz abgesichert. Der Zugriff von außen kann nach Bedarf auf Ressourcen im Kunden-LAN beschränkt werden. Außer der obligatorischen Hardware-Wartung kann auch der Betrieb des IT-Security-Systems an TA ausgelagert werden.

Hochgradiges Know-how

TA-Vorstand Hannes Ametsreiter: „Telekom Austria sorgt nicht nur für maßgeschneiderten Business-Internet-Zugang, sondern liefert als Universalanbieter und hochgradiger Know-how-Träger bei IT-Security gleich passende Sicherheitslösungen für jedes nur denkbare Anforderungsprofil mit. Die Lösungen können am Kundenstandort installiert oder von Telekom Austria im Outsourcing-



Es geht auch einfacher: Maßgeschneiderte Security-Bundle-Produkte helfen Unternehmen dabei, ihre IT effizient zu schützen. Foto: Photos.com

Betrieb gemanagt werden.“ Erfolgreich auf dem Markt etabliert haben sich das Business-Kombi- und das Büro-Komplett-Paket. Letzteres beinhaltet neben Festnetz und Mobiltelefonie auch alle für den

Geschäftserfolg erforderlichen Internet-Features wie Domain, Business-Webpace und -Mailboxen, WLAN-Router als auch Schutz vor Viren und Spam. sog

www.telekom.at

Treibstoff für mehr Wettbewerbsfähigkeit

Archiv, DMS, eAkte, Workflow



SER Solutions Österreich GmbH
Florido Tower • Floridsdorfer Hauptstraße 1
A-1210 Wien • Telefon: +43 1 5039555
www.ser.at • office@ser.at



Kreative Kinder und Deoroller

Eigenständiges Denken, Offenheit für Neues, Innovationsgeist, Flexibilität: In immer mehr Jobprofilen werden Anforderungen gestellt, die Kreativität voraussetzen. Gesellschaft und Wirtschaft befinden sich im Wandel. Wie werden Kinder darauf vorbereitet?

Emanuel Riedmann

Kinder sind kreativer als Erwachsene. Das liegt unter anderem daran, dass wir Erwachsenen unsere eigenen Ideen und Gedanken zensurieren. Erwachsene haben „Angst“ vor dem Urteil ihres Umfeldes, Kinder hingegen wackeln unbekümmert darauf los und kommen somit zum kreativeren Ergebnis. Diese Unbekümmertheit wird ihnen jedoch laut dem Bildungsexperten Sir Ken Robinson beim Durchlaufen des Bildungssystems nach und nach ausgezogen. Der emeritierte Professor der englischen Universität Warwick geht sogar noch einen Schritt weiter: Klassische Bildungssysteme, meint er, würden die natürliche Kreativität in Kindern zerstören.

Zum einen würden Misserfolge, also Fehler, immer bestraft. Dadurch würden Kinder „lernen“, Versagensangst zu haben, und somit zur gleichen Selbstzensur erzogen, die Erwachsene betreiben. Darüber hinaus seien Bildungssysteme weltweit sehr naturwissenschaftslastig. Gelegenheiten, die eigene Kreativität tatsächlich auszuleben oder gar weiter auszubilden, würden oft nur selten bis gar nicht geboten. Auch mit der Aufsatztaktik „Einfach die Meinung des Lehrers wiedergeben“ fahre man in der Schule in der Regel immer gut. So werde gedanklicher Mainstream und das Nachbrabbeln alter Sichtweisen weitergegeben, anstatt Anreize zu setzen nach Neuem zu streben.

Verschwendung von Potenzial

Die klassischen Bildungssysteme von heute entstanden zur Zeit der Industrialisierung, und so dürfe es wenig verwundern, dass sie auf die Ausbildung von Arbeitskräften ausgelegt sind und nur wenig Raum für Kreativität lassen, so Robinson.



In unserer Hightech-Gesellschaft wird Kreativität immer wichtiger für jene, die in der Wirtschaft erfolgreich sein wollen. Foto: Photos.com

Inzwischen hätte sich jedoch die Gesellschaft wie auch die Wirtschaft einem enormen Wandel unterzogen. Folglich könnten wir es uns nicht mehr leisten, kreatives Potenzial zu verschwenden, indem wir auf verstaubten Strukturen beharren. Kreativität und Innovationsgeist sollten stattdessen in einer entsprechenden Umgebung gefördert werden.

Zudem leben wir „in einer Zeit akademischer Inflation“, so der Bildungsexperte. Die Unesco sagt voraus, dass es innerhalb der nächsten drei Dekaden mehr Menschen mit Universitätsabschluss geben wird als alle bisherigen Universitätsabschlüsse zusammengerechnet. Die EU peilt in ihrer Wirtschaftsstrategie „EU 2020“ eine Anhebung des Akademikeranteils auf 40 Prozent in den nächsten zehn Jahren an. Schon heute ist ein Universitätsabschluss bekanntlich längst keine

Jobgarantie mehr. In Zukunft werden Kreativität sowie eigenständiges Denken und -Handeln also noch wichtiger werden, will man auf dem Arbeitsmarkt erfolgreich sein und den wachsenden Innovationsbedarf in der Wirtschaft decken.

Die Zukunft bleibt „open“

In unserem zweckorientierten Denken ist uns Bildung, die nicht zu etwas Bestimmtem ausbildet, aber noch immer suspekt. Da Kreativität schwer mess- oder erfassbar ist, wird sie in der Bildung oft vernachlässigt. Dabei muss rein zweckorientiertes Denken nicht zwingend zum besseren Ergebnis führen.

Die Vergangenheit hat wiederholt gezeigt, dass beispielsweise die Verwendbarkeit neuer Erfindungen dem Erfinder selbst nicht zwingend bekannt sein muss. Seine Aufgabe ist der kreative Prozess ihrer Ent-

wicklung. Deren Verwendung zu finden fällt vermehrt in den Aufgabenbereich des Konsumenten, so Tim Brown, CEO der Firma Ideo für Innovation und Design sowie Autor des Bestsellers *Change by Design*. Wer hätte schon gedacht, dass die Rollkugel in der klassischen Computermaus auf den Prototyp des ersten Deorollers zurückgeht? Auch die SMS-Technologie gewann erst ihre heutige Bedeutung, als sie in die Hände jugendlicher Konsumenten fiel.

Gerade im Zeitalter von Massenkommunikation wird der Konsument immer mehr in den Produktionsprozess miteinbezogen. Menschen können sich heutzutage auch ohne Hilfe großer Organisationen zusammenschließen und koordinieren. Dadurch entsteht eine völlig neue Dynamik, auf die es sich einzustellen gilt. So trägt etwa die Bereitstellung von Open-Source-Produkten im Softwarebereich viel zur Weiterentwicklung dieser Produkte bei. Zudem werden sie auch in Zukunft eine der seltenen Alternativen zu Marktführern wie zum Beispiel Microsoft sein.

Laut Charles Leadbeater vom Londoner Thinktank „Demos“ wird der Markt dadurch in gewisser Weise demokratisiert: Durch die starke Vernetzung bekommen immer mehr Konsumenten ein Mitspracherecht. Wird diese neue gesellschaftliche Realität entsprechend genutzt, „multipliziert sie die Kreativkraft, da sie Verbraucher zu Produzenten und Konsumenten zu Designern macht“, so Leadbeater. Der Konsument von morgen wird also auch in der Produktion immer mehr miteinbezogen. Nicht zuletzt, um dieses neue Entwicklungspotenzial in der Wirtschaft voll ausschöpfen zu können, scheint es wichtig, Kreativität frühestmöglich zu fördern.



Wege aus dem Achterbahneffekt

Frankreich fördert gezielt Kinderbetreuungsstätten, Deutschland gleicht den Verlust im Familieneinkommen aus, Skandinavien setzt auf eine flexible Mischung. Wie Europa seine Babys und ihre Familien finanziell unterstützt.

Alexandra Riegler

Europa verlässt sich bei der Unterstützung von Familien mit Kleinkindern weitgehend auf zwei Modelle: Zum einen werden Kinderbetreuungsplätze finanziert und damit das Augenmerk auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie gelegt. Zum anderen sollen direkte finanzielle Zuwendungen dafür sorgen, dass der durch die Berufspause bedingte Gehaltswegfall möglichst gering ins Gewicht fällt. Die Ziele beider Ansätze sind dieselben: Für das nachwuchsschwache Europa gilt es an neuen Einwohnern zuzulegen, während das Aussetzen von der Erwerbstätigkeit, im Sinne der Finanzierbarkeit des ganzen Systems, möglichst kurz sein soll.

Konzept und Realität der Familienförderung klaffen jedoch auseinander. In weiten Teilen Europas ist der sogenannte Achterbahneffekt verbreitet: Trotz staatlicher Förderung nimmt das Familieneinkommen in der Karenzzeit ab, und der kinderbetreuende Partner gerät in ökonomische Abhängigkeit, die zu meist andauert, bis das Kind „groß genug“ – im Kindergartenalter – ist. Das schadet nicht nur der Wirtschaft, sondern auch der Gleichberechtigung der Geschlechter.

Deutscher Babyboom

Eine kleine Erfolgsgeschichte zeichnet sich derzeit in Deutschland ab. Dort ist seit 2007 die Regelung des Elterngelds in Kraft. Zwölf Monate lang erhält dabei der betreuende Elternteil 67 Prozent seines letzten Gehalts – höchstens 1800 und nicht weniger als 300 Euro. Zwei weitere Monate lässt der Staat springen, wenn auch der ande-

re Partner zu Hause bleibt – in einer großen Mehrheit der Mann. Die Beschränkung auf 14 Monate soll die Belastung für die Wirtschaft reduzieren und den Wiedereinstieg der Eltern ins Berufsleben erleichtern. Vom relativ hohen Lohnersatz wird erwartet, dass er beruflich erfolgreichen Frauen die Entscheidung zu einem Kind erleichtert und zudem Väter verstärkt zum Kinderbetreuen anregt.

Erste Erfolge stellten sich bald ein: So kamen 2007 12.000 Kinder mehr als 2006 zur Welt. 2008 stieg die Zahl weiter an. Warum dennoch nicht mehr Väter beim Baby zu Hause bleiben (rund 20 Prozent stellen einen Antrag, zumeist für zwei Monate), versuchte das Berliner Institut für sozialwissenschaftlichen Transfer in einer Studie zu ergründen. Eine der Ursachen: Viele Unternehmen sollen auf eine einjährige Karenz von Männern gar nicht vorbereitet sein.

Kombinationsmodell

Abgeschaut hat sich Deutschland sein System von Skandinavien. Dort funktioniert das Elterngeldkonzept nach Ansicht von Experten so gut, weil gleichzeitig ausreichende Betreuungsangebote verfügbar sind. Bis 2013 könnte es auch in Deutschland einen Rechtsanspruch auf Kindergartenplätze geben. In Dänemark und Norwegen wird indes zwölf Monate lang Elterngeld bezahlt. Wer in Norwegen seine Karenz auf zehn Monate beschränkt, erhält sogar 100 Prozent des vorherigen Bezugs. In Schweden kommen 13 Monate lang 80 Prozent des letzten Lohns zur Auszahlung. Außerdem verfügen Eltern über einige Flexibilität, zumal sich der Betrag



Das Elterngeld nach skandinavischem Vorbild soll es auch mehr Vätern ermöglichen, zu Hause beim Kleinkind zu bleiben. Foto: DPA/Patrick Pleul

auch bis ins Volksschulalter hinein staffeln lässt.

Neben Skandinavien gilt Frankreich als Erfolgsbeispiel Europas. Mit 2,02 Kindern pro Französin zählt das Land zu den geburtenreichsten der Europäischen Union. Gleichzeitig sind drei Viertel der Frauen berufstätig.

Alles für den Arbeitsmarkt

Zuzuschreiben ist dies laut Studien der gezielten staatlichen Stützung von Kinderbetreuungseinrichtungen, die knapp nach der Geburt ansetzen. Die vollen Förderungen kann nur ausschöpfen, wer vor und nach der Geburt oder Adoption arbeitet. Weil gleichzeitig die Unterstützungsleistungen während der Karenz eher gering sind, bleiben

die meisten nur wenige Monate zu Hause. Zwar steigen die direkten Leistungen an die Familien mit der Kinderzahl an. Der größte Batzen der Gelder geht aber in Tagesbetreuungsstätten. So werden bis zu 85 Prozent des Gehalts von Tagesmüttern und -vätern übernommen. Voraussetzung auch hier: ein Mindestbetrag, der zwar gering angesetzt ist, aber im Job verdient werden muss (für Paare 735 Euro).

Während die Familienförderungsmaßnahmen in Skandinavien zu einer hohen Frauenbeschäftigungsrate, auch in Spitzenpositionen, beiträgt, scheint das Rollenbild in Frankreich kaum verändert. Beim Ranking weiblich besetzter Führungspositionen rangiert die Grande Nation unter „ferner liefen“.

Zuverlässig. Anpassbar. Ihr flexibles Netzwerk.



“ Die von uns entwickelte Netzwerkinfrastruktur basiert auf wirtschaftlichen und effizienten OmniSwitch-Produkten, die eine Vielzahl an Services ermöglichen. ”

Choi Gab-Bong, Leiter der Elektronik- und Kommunikationsteams bei Seoul Metro

Jetzt ist der optimale Zeitpunkt: Passen Sie Ihre Netzwerk-Infrastrukturen an die Anforderungen Ihres Unternehmens an!

Machen Sie es wie Seoul Metro und vertrauen Sie auf Alcatel-Lucent.

Mit unseren erstklassigen **Netzwerklösungen** schaffen wir optimale Voraussetzungen für flexible Infrastrukturen, die Unternehmen Effizienz und Reaktionsfähigkeit ermöglichen.

Die Produktreihe **Alcatel-Lucent OmniSwitch™** steht für uneingeschränkte Interoperabilität und unterbrechungsfreien Betrieb im Netzwerk. Zudem können Sie hierdurch Ihren Energieverbrauch und Ihre Kommunikationskosten dauerhaft senken.

Wie Seoul Metro, werden auch Sie ein **dynamisches Unternehmen**.



Alcatel-Lucent 



Wenn Eltern hilfsbedürftig werden

Der Rollentausch, vom versorgten Kind zum pflegenden zu werden, ist kein leichter. 80 Prozent der Pflegebedürftigen werden in Österreich im familiären Umfeld betreut. Dass ihre Eltern dement werden, wollen viele Angehörige erst spät wahrhaben.

Anna Weidenholzer

Es beginnt damit, dass etwas anders wird. Eine untypische Verhaltensweise, eine leichte Veränderung der Persönlichkeit. „Man merkt es bald, schiebt es aber weg“, sagt Doris Reitmayr, Leiterin des Tageszentrums Lichtblick für Demenzzranke in Steyr. Über 200.000 Menschen sind österreichweit von der Krankheit betroffen, die Erinnerungen auslöscht und so langsam den Menschen zerstört. Im Lichtblick wird gekocht, im Garten gearbeitet, es werden Alltagsarbeiten trainiert. Durch individuelle Förderung sollen viele Fähigkeiten möglichst lange erhalten werden.

Das Tageszentrum ist aber nicht nur Anlaufstelle für demenzzranke Menschen, sondern auch für Angehörige. Einmal im Monat trifft sich eine offene Selbsthilfegruppe, um zu erzählen, Fragen zu stellen, zu lernen, sich selbst wieder etwas zu gönnen. Für einige ist das Gruppentreffen auch der erste Kontakt mit dem Tageszentrum.

Es dauert oft lange, bis Hilfe gesucht wird. „Manche haben ihre Geschichte, die sie sich zurechtlegen, wenn sie zum Beratungsgespräch kommen. Es ist schon vorgekommen, dass auf die Frage, wie der Betroffene heißt, die Angehörigen antworten. Sie schützen ihn, spielen mit. Wenn einem alles abgenommen wird, fördert das die Demenz erheblich. Manchmal spielt auch die Angst mit, meine Mutter hat Demenz, jetzt bekomme ich es auch“, sagt Reitmayr.

Armut im Alter

Dement zu werden, bedeutet nicht nur eine starke psychische Belastung für die Betroffenen und Angehörigen, sondern auch eine wirtschaftliche. „Altern stellt viele



Sieben Prozent der Menschen über 65 Jahre leiden an Demenz. Bei den über 85-Jährigen ist jeder Fünfte von der Krankheit betroffen. Foto: APA/Harald Schneider

Familien vor ein ökonomisches Problem. Pflege kostet Geld. Wer es sich leisten kann, deckt die Kosten mit Pension und Pflegegeld ab. Wer es sich nicht leisten kann, wird zu einem Sozialhilfefall“, sagt Bernhard Gruber, Bezirksgeschäftsführer der Volkshilfe Steyr. Ein Heimplatz kostet je nach Pflegebedarf monatlich zwischen 1000 und 6000 Euro. Von ihrer Pension, ihrem Vermögen und Pflegegeld können das nur wenige Menschen finanzieren. 82 Prozent der Heimbewohner sind auf Sozialhilfe angewiesen, so eine Studie des Instituts für Sozialpolitik an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Ein Großteil der pflegebedürftigen Alten wird allerdings nicht in Heimen, sondern zu Hause gepflegt. 80 Prozent werden vom familiären Umfeld – zum Großteil von Frauen – betreut. Die Kosten der informell erbrachten Pflegearbeit liegen laut der Studie des Instituts für Sozialpolitik zwischen zwei und drei Mrd. Euro pro Jahr. Entgangene Erwerbsmöglichkeiten und damit

versäumte Verdienst- und Karrierechance pflegender Angehöriger sind die indirekten Kosten der Pflegebedürftigkeit. Dem Fiskus gehen entsprechende Einnahmen aus der Lohnsteuer, den Arbeitgebern Arbeitstage und produktives Potenzial verloren, so die Studie. Durch die psychische und physische Belastung können darüber hinaus langfristige Folgekosten für die Pflegepersonen entstehen.

Angst, allein zu sein

„Nicht die Tatsache, dass Menschen alt werden, sondern die Menge der Menschen, die alt werden, ändert sich“, sagt Bernhard Gruber von der Volkshilfe. Er sieht das Risiko, im Alter pflegebedürftig zu werden, als ein kollektives Risiko. „Früher war das kein Thema, weil große Familien die Pflegebedürftigen mitgetragen haben, aber das ändert sich. Über unser Versicherungssystem wird das Risiko der Pflegebedürftigkeit nicht abgedeckt. Es kann nicht sein, dass ich

im Alter zu einem Sozialhilfefall werde. Wir brauchen einen Pflegefonds.“

Dass das Altern im eigenen Zuhause passiert, wo mehrere Generationen unter einem Dach wohnen, erlebt auch Doris Reitmayr vom Demenztageszentrum in Steyr nicht als Regelfall. Die Hälfte der Besucher der Tageseinrichtung lebt alleine. „Die Angehörigen sind irgendwo, ein Miteinander gibt es nicht, das kann man dann auch nicht ändern, wenn sie das Zusammenleben nicht gewöhnt sind. Bei Demenzzranke kommt dann auf einmal das Symptom, dass sie nicht mehr alleine sein wollen. Eine 24-Stunden-Pflege funktioniert oft nicht mehr, die werden als Fremde im Haus wahrgenommen.“ Doris Reitmayr würde sich oft wünschen, dass ihr Tageszentrum rund um die Uhr geöffnet hat. „Eine Wohngemeinschaft wäre für solche Menschen ideal, sie hätten dann ihre gewohnte Gruppe um sich. Unsere Besucher geben sich gegenseitig sehr viel.“



Konsumenten an der langen Leine

Kaufen hat gerade für Jugendliche eine sinnstiftende Qualität: Hast du was, dann bist du was.

Ralf Dzioblowski

Begonnen hat alles mit der „Erfindung“ des Taschengeldes in den USA in den 1890er Jahren. Und der Schaffung einer neuen Konsumgruppe: den Kindern und Jugendlichen. Heute ist die Kindheit zu einer „Konsumkindheit“ geworden, geht es doch in vielen Gesprächen im Familien- und Freundeskreis oft ums Haben- und Kaufen-Wollen.

In Österreich lernen etwa 1,2 Mio. Schüler. Das sind ebenso viele potenzielle Kunden für Produkte von Almdudler bis Zotter. Kinder und Jugendliche sind eine wichtige Zielgruppe für Marketingstrategen geworden, nicht nur, weil sie heute schon über hohe Kaufkraft verfügen, und auch nicht, weil sie die „Mitentscheider“ in den Familien sind. Das Konsumverhalten von Kindern und Jugendlichen wird neben den Einflüssen aus Familie und Schule deutlich von der Werbung treibenden Wirtschaft mitbe-

stimmt, denn die Jugend gehört für sie indessen zu einer der interessantesten Zielgruppen. Es geht hier um die Kaufkraft von über einer Mrd. Euro, die 960.000 Jugendliche in Österreich zwischen zehn und 19 Jahren besitzen. In den Schulen erreichen Unternehmen in konzentrierter Form eine verhältnismäßig leicht zu beeinflussende Zielgruppe, die zu großen Teilen bereits marktorientiert ist und zudem die Kaufentscheidungen der Eltern nicht unerheblich mitbestimmt.

Markenbindung der Kids

Über drei Mrd. Euro investiert die Werbewirtschaft jährlich für ihre (Werbe-)Botschaften. Ein Großteil wird für Kinder und Jugendliche verwendet. Denn auch für „Markenbildung und -bindung“ wird viel Geld in die Hand genommen, da Marken eine wichtige Rolle im Leben der Kids spielen. Sie sind Ausdruck von Lebensstilen, Meinungen und Einstellungen. Für



Dinge, die Spaß machen, kosten Geld. Sind die Taschen leer, kann man sich leicht von der Welt ausgeschlossen fühlen. Foto: Photos.com

Jugendliche wird hier eine besondere Problemlage erkennbar, geht es doch in diesem Alter darum, eine eigene Identität zu finden, sich abzulösen vom Elternhaus und auf der Suche nach Selbstverwirklichung zu sein.

Mit 14 Jahren bestimmen circa 50 Prozent der Teenager über ihr Aussehen und ihre bevorzugten Produkte. Zwei Jahre später sind es schon über 80 Prozent. Mar-

ken, die Jugendlichen bis zum 16. Lebensjahr nicht geläufig sind, fordern bei über 25-Jährigen den fünffachen Werbeaufwand. Aus Bedarfsdeckung wird Bedarfsweckung. Geschickt wird den Kids zur „Konsumentenkarriere“ verholten. Jugendliche sollen nicht Hüter ihrer Geldbörse, geschweige denn Herr ihrer Sinne und Bedürfnisse sein. Verführung und Manipulation sollen zum schnellen, wenn möglich

Notiz Block



AWS verstärkt Förderung

Eine AWS-Umfrage bestätigt, dass Kleinunternehmen weniger Kre-

dite erhalten und hier günstige Finanzierungsmöglichkeiten nötig sind. Der ERP-Kleinkredit mit einem Zinssatz von 1,5 Prozent wurde von bisher 30.000 Euro auf

maximal 100.000 Euro ausgeweitet. AWS-Haftungen ergänzen dazu etwaige fehlende Sicherheiten.

www.aws.at

Forschungsland Niederösterreich

Gleich zwei Projekte aus Niederösterreich überzeugten bei der aktuellen Comet-Ausschreibung der Forschungsförderungsgesellschaft FFG. Diese widmen sich nun der Erforschung zukunftsweisender Landwirtschaftstechnologien sowie der Optimierung von Fleischqualität durch verbesserte Tiergesundheit. Gemeinsam mit den bereits bestehenden Comet-Kompetenzzentren im Bereich Tribologie und Medizintechnik wird die niederösterreichische Technologieoffensive somit ein weiteres

Mal durch externe Begutachtung bestätigt.

www.noel.gv.at

Telekom Austria Group

Die Telekom Austria Group führt Mobilkom Austria und Telekom Austria zusammen. Der Aufsichtsrat genehmigt den Vorstandsvorschlag zur Zusammenführung der Festnetz- und Mobilkommunikationsaktivitäten in Österreich. „Dieser Schritt spiegelt auch den Wandel des österreichischen Marktes wider, in dem Kunden verstärkt konvergente Produkte nachfragen, und erlaubt uns, die Innovationskraft beider Segmente zu bündeln“, erklärte der Vorstandsvorsitzende Hannes Ametsreiter. cc

www.telekom.at



Wenn die Chemie nicht mehr stimmt

Auf eine schlecht durchgeführte Scheidung kann für Ehepartner ein böses Erwachen folgen.

Arno Maierbrugger

Die komplexeste, verletzendste, enttäuschendste und ernüchterndste Phase einer Ehe ist ihr Ende – die Scheidung. Und bei einer aktuellen Scheidungsrate in Österreich von fast 50 Prozent aller Ehen sind enorm viele Menschen von den emotionalen und rechtlichen Problemen einer Scheidung unmittelbar betroffen.

Ein wenig Statistik: Die Scheidungsrate ist in Österreich von 26,5 Prozent im Jahr 1981 auf 47,8 Prozent im Jahr 2008 gestiegen. Die durchschnittliche Ehedauer betrug zuletzt nicht mehr als 9,6 Jahre. In Wien betrug die Scheidungsrate im Jahr 2008 sogar rund 60 Prozent.

Man sieht also, dass die Institution der Ehe hierzulande bei Weitem nicht mehr so hoch gehalten wird, wie dies einmal der Fall war. Bei einer Scheidung spielen allerdings so viele spontane Elemente eine Rolle, dass über die rechtlichen und finanziellen Folgen zunächst nicht ausreichend nachgedacht oder sogar unter den Eheleuten diskutiert wird, als vielleicht nötig wäre.

Empfehlenswert ist es auf jeden Fall, die Emotionen so weit zu unterdrücken, dass es zu einer einvernehmlichen Scheidung kommt, wie dies in Österreich zuletzt auch mit 87,4 Prozent aller Scheidungen der Fall war. Bei strittigen Scheidungen entschied das Gericht zu knapp 60 Prozent auf Verschulden des Mannes. Und das kann vor allem, wenn ein Kind oder sogar mehrere vorhanden sind, schnell ins Geld gehen.

Mangelnde Objektivität

„Die meisten Eheleute streben eine schnelle, möglichst einfache und faire Scheidung an. Sie scheitern dabei jedoch oft, weil sie zum einen die richtigen Strategien nicht kennen und zum anderen die nötige Objektivität nicht bewahren können“, sagt der Wiener Rechtsanwalt



Die Scheidungsrate ist in Österreich seit den frühen 1980er Jahren konstant gestiegen und liegt derzeit bei 47,8 Prozent. Die überwiegende Anzahl der Trennungen erfolgt einvernehmlich. Foto: Photos.com

und Scheidungsexperte Christoph Naske. „Die Folgen der Scheidung richten sich nach der Art der erfolgten Scheidung und betreffen vor allem Unterhalt, Aufteilung des Vermögens und das Sorgerecht für Kinder.“

Sind die Ehepartner seit mindestens einem halben Jahr getrennt und sehen sie die Ehe als unheilbar zerrüttet an, können sie gemeinsam die einvernehmliche Scheidung vor Gericht beantragen. Diese wird im Außerstreitverfahren entschieden.

Eine einvernehmliche Scheidung setzt voraus, dass sich die beiden Ehepartner hinsichtlich der Scheidung und ihrer Folgen einig sind. Das betrifft die Aufteilung des gemeinsamen Gebrauchsvermögens, die Regelung der gegenseitigen Un-

terhaltsansprüche, die Obsorge für Kinder und die Unterhaltspflicht für Kinder. Besteht Einigkeit, kann die Scheidung vom Gericht per Beschluss beschieden werden.

„Scheidungen können Folgen bis zur faktischen Existenzvernichtung haben.“

GÜNTER TEWS,
RECHTSANWALT

Kniffliger wird es hingegen bei einer strittigen Scheidung, bei der in der Regel Rechtsanwälte involviert sind. Ein etwas antiquierter Paragraph ist die sogenannte Scheidung wegen einer „schweren Eheverfehlung“, also einer Handlung eines der Ehepartner, die zur Zerrüttung der Ehe geführt hat. Heute sind allerdings Ehebruch und „Verweigerung der Fortpflanzung“ keine „absoluten“ Scheidungsgründe mehr.

Eine Scheidung kann allerdings auch wegen „Auflösung der häuslichen Gemeinschaft“ eingebracht werden, wenn also einer der Ehe-

partner auszieht. Ansonsten kommen noch „andere Gründe“ in Frage, wie etwa häusliche Gewalt, ansteckende Krankheiten und dergleichen. „Prinzipiell ist Scheidung sowohl für Frauen als auch für Männer wie selbstverständlich auch für deren Kinder ein kritisches Lebensereignis und beeinträchtigt somit das psychosoziale Wohlbefinden sowie die psychische Gesundheit der Betroffenen“, heißt es im Ratgeber *Scheidungsfolgen für Männer* des österreichischen Sozialministeriums. Vor allem mit für sie negativen Entscheidungen der Obsorge für Kinder und des Besuchsrechts kommen Männer schlechter zurecht als Frauen, so die Analyse.

Einer der bekanntesten und streitbarsten Verteidiger für Männer- und Väterrechte ist der Rechtsanwalt Günter Tews: „Scheidungen können für Männer massive finanzielle Folgen bis hin zur faktischen Existenzvernichtung haben.“

Die „Stille Post“ scheint im digitalen Zeitalter kein geeignetes Kommunikationswerkzeug mehr zu sein. Da ist es doch viel einfacher, per Computer oder Telefon Botschaften auszusenden, ganz egal, ob es sich um Sprachmitteilungen, Daten, E-Mails oder Bilder handelt. Und zwar ganz gezielt an bestimmte Personen, an spezielle Abteilungen, an den Außendienst oder einfach an alle. Völlig unabhängig davon, wo sich diese Personen gerade aufhalten. Ein Kommunikations- und IT-Netzwerk von Kapsch wird genau auf die Größe Ihres Unternehmens und Ihre Bedürfnisse angepasst, entweder neu aufgebaut oder als Erweiterung und Modernisierung in Ihre bestehende Infrastruktur integriert. Inklusive aller Dienstleistungen rund herum. Das Leben kann so praktisch sein. Enabling effective real time business. Kapsch. | www.kapschbusiness.com

kapsch >>>
always one step ahead

Was Sie zu sagen haben, wollen alle wissen.

Kommunikationsnetzwerke
von Kapsch BusinessCom.



Kapsch BusinessCom

Dossier

Jugend

Wohin mit den Kindern?

Katastrophe Kindergarten: zu wenige Plätze, vor allem für unter Dreijährige, zu wenige qualifizierte Betreuende. Österreichs Kinderbetreuungssystem ist noch dazu Landessache. Jedes Bundesland hat so seine eigenen Regeln.

Wiener haben es theoretisch gut. Ihr Wohnsitz weist auf dem Papier derzeit das beste Kinderbetreuungsangebot aller Bundesländer auf. Denn Kindergärten sind Landessache. Jedes Bundesland entscheidet selbst, was wie in puncto Kinderbetreuung realisiert wird (siehe Kasten auf Seite 38). Ausnahme: Das letzte Kindergartenjahr ist bundesweit verpflichtend und in allen Bundesländern vormittags kostenlos; alle Fünf-Jährigen müssen ab Herbst 2010 den Kindergarten im Ausmaß von mindestens 20 Wochenstunden besuchen. In einigen Bundesländern wurde die Verpflichtung bereits heuer eingeführt.

Zurück nach Wien: Dort herrschen zurzeit angespannte Verhältnisse in Sachen Kinderbetreuung. Grund dafür ist der im Herbst 2009 eingeführte Gratis-Kindergarten für alle Altersgruppen. Zuvor mussten 226 Euro für die Ganztagsbetreuung plus der Essensbeitrag von 57,41 Euro bezahlt werden. Geblieben ist nur der monatliche Essensbeitrag. Die Folge: ein massiver Ansturm auf die Kindergärten, vor allem in der Altersgruppe der unter Dreijährigen. Derzeit gibt es daher viel zu wenige Krippen- und Betreuungsplätze und viel zu weni-

ge betreuende Personen. „Wir haben im Moment täglich Anfragen verzweifelter Eltern, die dringend einen Platz für ihr Kind suchen“, sagt Monika Riha, Geschäftsführerin der „Kinder-in-Wien-Kindergärten“ (Kiwi). Und noch eine Tendenz sieht Riha: „Die Eltern lassen ihre Kinder jetzt länger in den Kindergärten.“

Zuspitzung im Herbst in Wien

Schlimm wird es ab Herbst 2010, dann muss Wien auch der Kindergartenpflicht für Fünfjährige nachkommen. 2008 lag laut einer neuen Statistik die Betreuungsquote der fünfjährigen Kinder in Wien bei nur 87,5 Prozent – übrigens die niedrigste Quote aller österreichischen Bundesländer. Wenn ab Herbst die Betreuungsquote gegen 100 Prozent gehen soll, ergebe sich insgesamt ein Bedarf an zusätzlichen 10.000 Plätzen. Alle verfügbaren Ressourcen (Kindergartenpädagogen, Betreuungsplätze) werden daher auf die Fünfjährigen konzentriert, gespart wird bei den Krippenplätzen.

Für Kinder unter 2,5 Jahren gibt es viel zu wenige Betreuungseinrichtungen und Plätze – in allen Bundesländern. Wer schon vorher arbeiten gehen will oder muss, darf die Zeit bis zum Kindergarteneintritt des Nachwuchses selbst über-



Foto: Photos.com

brücken: mit Oma, Tagesmutter, Au-pair oder Babysitter. Die fehlenden Krippenplätze in Wien bekommen sogar Mütter zu spüren, die bereits ein älteres Kind im Kindergarten untergebracht haben. Plötzlich gibt es für das jüngere Geschwisterkind leider keinen Platz. Und noch eine Konkurrenz entsteht in den Kinder-

gärten: Im Kindertagesheim Venediger Au, 1020 Wien, besuchen etwa vermehrt Schulkinder nachmittags die „Familiengruppen“; der Kindergarten wird so zum Hort. Dafür kassiert die Gemeinde Wien 148,73 Euro Betreuungsbetrag pro Monat.

Fortsetzung auf Seite 38

Dossier Jugend

Fortsetzung von Seite 37

Negative Folgen des Kindergartenhortes: Kinder im Alter von drei bis zehn Jahren sind in einer Gruppe versammelt, Betreuerinnen und Betreuer sind nachmittags voll mit den Schulkindern (Hausübungen) beschäftigt.

„Wir in Wien bauen derzeit massiv Kindergartenplätze aus. Heuer schaffen wir im städtischen und privaten Bereich über 2500 zusätzliche Kindergartenplätze“, weist Wiens zuständiger Stadtrat Christian Oxonitsch (SPÖ) Kritik von sich. Im Bewusstsein, dass im Herbst allein für die Fünfjährigen 10.000 zusätzliche Plätze in Wien gebraucht werden, ist das aber ein Tropfen auf den heißen Stein. Oxonitsch gibt den Ball an den Bund weiter: „Wir haben im Wiener Landtag bereits vor zwei Jahren die Forderung an den Bund gestellt, bundeseinheitliche Standards für Kinderbetreuung einzuführen.“ Bundeseinheitliche Standards wünscht sich auch Familienstaatssekretärin Christine Marek (ÖVP), aber „Rückmeldungen aus einzelnen Bundesländern haben ergeben, dass es derzeit dafür nur sehr geringe Chancen gibt“, so ihr resignierendes Eingeständnis.

Länder wollen mehr Geld

In den zwei sogenannten 15a-Vereinbarungen zwischen Bund und Ländern sind das verpflichtende kostenlose Kindergartenjahr für Fünfjährige (Bundesförderung jährlich 70 Mio. Euro) sowie der Ausbau der Kindergarteneinrichtungen, Schwerpunkt Null- bis Dreijährige, sowie die frühe sprachliche Förderung (Bundesförderung jährlich 20 Mio. Euro) geregelt. Die Länder fordern allerdings mehr Geld. Bei den Null- bis Zweijährigen sieht die Situation tatsächlich trist aus. Die Betreuungsquote liegt bei nur 14 Prozent, 1998 lag sie allerdings gerade einmal bei sieben Prozent.

Geradezu lächerlich mutet der Hickhack zwischen den Bundesländern an: Eltern mit Hauptwohnsitz in Niederösterreich (NÖ) zahlen etwa in Wien den vollen Betreuungsbetrag, da, „ja jedes Kind in einer niederösterreichischen Ge-



Kindergartenmisere Österreich: Es fehlt an Plätzen und qualifizierten Betreuerinnen und Betreuern. Besonders trist sieht die Situation im Vergleich zu Ländern wie Dänemark, Schweden oder Frankreich aus. F.: APA/Schneider

meinde einen Kindergartenplatz kostenlos vormittags in Anspruch nehmen kann“, so Familienlandesrätin Johanna Mikl-Leitner (ÖVP). Die Frage von *economy*, ob NÖ ebenso wie Wien, Oberösterreich, das Burgenland und die Steiermark einen kostenlosen Ganztagskindergarten einführen werde, verneinte Mikl-Leitner vehement: „Niederösterreich bietet den Kindergarten seit Jahrzehnten gratis am Vormittag an, das wird auch so bleiben. Der Nachmittag kostet etwas, und zwar bis maximal 80 Euro. Jeder Niederösterreicher kann sich einen Kindergartenplatz leisten.“ Ob dies bei einer Familie mit drei oder mehr Kindern realistisch ist, sei dahingestellt.

Weitere Probleme der Kindergartenmisere sind zu viele Kinder pro Gruppe sowie die Fluktuation der Kindergärtnerinnen (der Job ist zu 99 Prozent in weiblicher Hand), vor allem aus zwei Gründen: Der Job ist anstrengend, die Bezahlung schlecht. Eine Wiener Kindergärtnerin verdient nach 25 Dienstjahren für 30 Stunden pro Woche 1300 Euro netto. Die Stadt Wien gibt das Einstiegsgehalt derzeit mit 1890,83 Euro brutto an, das Land NÖ zahlt aktuell Schulabgängerinnen 2150 Euro brutto für einen Fulltime-Job.

Letzten Herbst demonstrierten die Kindergärtnerinnen und führten die katastrophale Situation klar vor Augen. Vergeblich. Dabei sollten die Aussagen des Kinderpsychia-

ters Ernst Berger zu denken geben: „Die Arbeitswelten der Kindergartenpädagoginnen sind die Lebens- und Lernwelten der Kinder.“

Christine Wahlmüller

Neunmal Kindergarten

Da in Österreich der Kindergarten Landessache ist, sehen die Bestimmungen, Besuchszeiten und Kosten in jedem Bundesland anders aus.

Mit Beginn des Kindergartenjahrs 2009/2010 wurde österreichweit der Gratiskindergarten im Ausmaß von 20 Stunden pro Woche (ohne Mittagessen) für alle Fünfjährigen eingeführt. In Nieder- und Oberösterreich ist zudem seit September 2009 der Kindergartenbesuch für alle Kinder im letzten Kindergartenjahr vor Schuleintritt verpflichtend, in Kärnten gilt das seit Längerem. In den übrigen Bundesländern kommt das verpflichtende Kindergartenjahr im September 2010. Alle Bundesländer außer Salzburg und Vorarlberg haben das Angebot Gratiskindergarten (Essen wird außer in Oberösterreich überall verrechnet) inzwischen „erweitert“:

Burgenland: ganztags ab 2,5 Jahren kostenlos

Kärnten: vormittags ab drei Jahren kostenlos

NÖ: vormittags ab 2,5 Jahren im Ausmaß von 30 Stunden pro Woche kostenlos (sieben bis 13 Uhr)

OÖ: ganztags ab 2,5 Jahren kostenlos inklusive Essen (!)

Steiermark: ganztags ab drei Jahren kostenlos

Tirol: halbtags ab vier Jahren im Ausmaß von 20 Stunden pro Woche kostenlos

Wien: seit Herbst 2009 ganztags kostenlos inklusive Krippe (ab zehn Monaten bis drei Jahre), Essensbeitrag: 57,41 Euro/Monat.

Hemmnisse für berufstätige Eltern sind viele Schließtage (Schulferien), zum Teil unzureichende Öffnungszeiten, etwa in Tirol, Salzburg und Vorarlberg, und zu wenige Plätze, vor allem für Kinder bis drei Jahre.

Dossier Jugend

Was Väter abhält, in Karenz zu gehen

Sie lieben ihre Kinder, sie denken partnerschaftlich. Dennoch gehen nur fünf Prozent der Väter in Karenz. Weil es zu stressig ist. Weil sie Angst um ihre Karriere haben. Oder weil sie noch nie darüber nachgedacht haben.

Papa', schreien sie, wenn ich zur Tür hereinkomme. Und dann hängen sie schon an mir. Das ist der schönste Moment des ganzen Tages.“ Wenn Georg M. über seine kleinen Töchter redet, strahlen seine Augen. Sein Leben habe sich total verändert. „Ich habe meinen Egoismus zurückgeschraubt. Früher bin ich viel mountainbiken gegangen, war mit Freunden unterwegs.“ Jetzt gehört das Wochenende seiner Familie. Er kocht, geht einkaufen, hilft beim Putzen.

Ja, die Väter sind anders als früher. Sie spielen mit ihren Kindern und passen auch mal allein auf sie auf, damit die Frau ins Fitnesscenter gehen oder eine Freundin treffen kann. Sie bringen die Kleinen ins Bett, lesen Geschichten vor. Dennoch: Die neuen Väter könnten viel mehr tun. Kaum einer teilt Kinder- und Hausarbeit halbe halbe.

Fall 1: Eine Woche ist zu viel

Georg M. hat eine mittlere Position in einem Unternehmen, seine Frau hatte eine sehr gute. Sie verdiente mehr als er. Nun sorgt sie seit dreieinhalb Jahren für ihre zwei Kinder; in einem halben Jahr wird sie in ihren Beruf zurückkehren. In Teilzeit. Plant er vielleicht, seine Arbeitszeit auch etwas zu reduzieren, damit sie mehr Stunden arbeiten kann? „Daran habe ich noch nie gedacht“, sagt er.

Er ist ehrlich. Einmal hat er eine Woche lang für sein erstes Kind gesorgt. Seine Frau lag mit einer schweren Grippe im Bett. „In den ersten drei Tagen habe ich einen Saustall gehabt. Ich bin zu nichts gekommen. Keine Wäsche gewaschen,

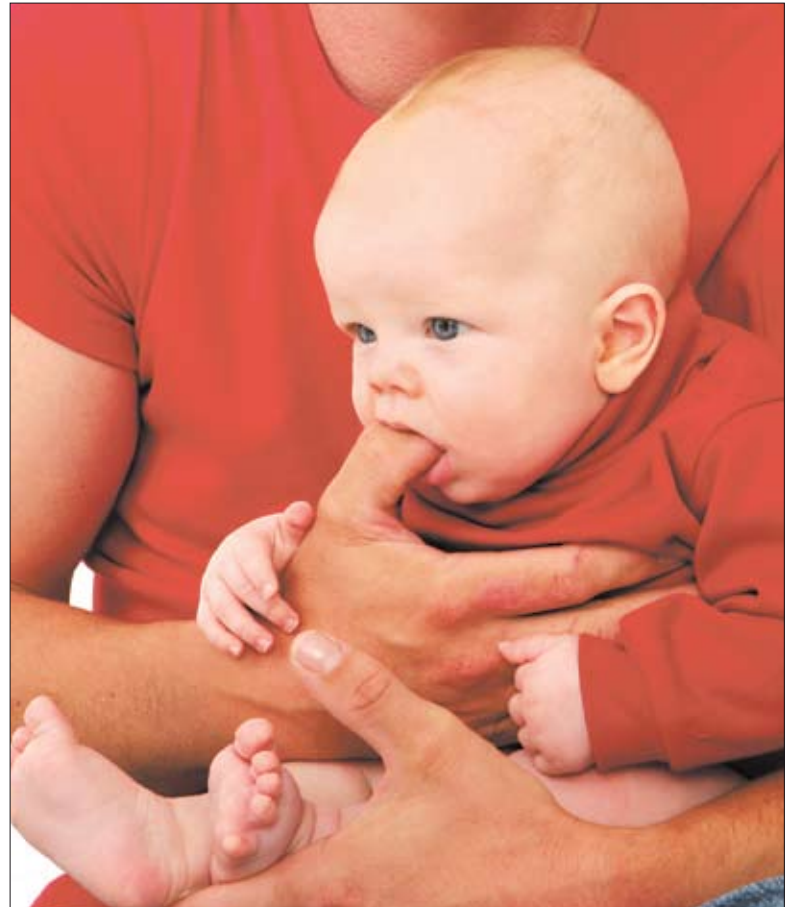
nichts Gescheites gekocht. Ich war schon froh, wenn ich selber halbwegs angezogen war.“ Hochachtung hat er seither davor, wie seine Frau die Arbeit mit den zwei Kindern schafft. Er könne das nicht.

Fünf Prozent der Bezieher von Kinderbetreuungsgeld in Österreich sind Männer. Der Anteil der Väter in Karenz steigt, wenn auch langsam. Vor 15 Jahren lag er unter einem Prozent. Lange galt als Grund dafür, dass die meist besser verdienenden Männer die Familie erhalten müssen und Paare nicht auf das Einkommen des Mannes verzichten können. Bei vielen Paaren stimmte das wohl – wenn auch sicher nicht in 95 Prozent der Fälle.

Seit Oktober 2009 gibt es auch eine einkommensabhängige Variante des Kinderbetreuungsgeldes. Sie ist kürzer: zwölf beziehungsweise 14 Monate, wenn der Mann zumindest zwei Monate in Karenz geht. Dafür erhält man 80 Prozent des Einkommens. Da die neue Regelung für Kinder gilt, die ab Oktober 2009 geboren werden, lässt sich noch nicht sagen, ob mehr Männer in Karenz gehen werden. Massenbewegung ist noch keine ausgebrochen: Von 473 Personen, die einkommensabhängiges Kinderbetreuungsgeld beziehen, sind neun Männer. Also zwei Prozent.

Fall 2: Realität schlägt Anspruch

Johann S. hat zwei Kinder. Und den Anspruch, Familie und Hausarbeit partnerschaftlich zu teilen. Seine Frau war zweieinhalb Jahre beim ersten Kind zu Hause, er sieben Monate. Länger wagte er nicht, weil er nicht wusste, wie sein Unternehmen reagieren würde. Er war der erste



Ein Mann mit Baby erfreut das Herz von Frauen. Doch nur wenige Männer sind bereit, Frauen auf diese Art zu beglücken. Foto: Photos.com

Mann in Karenz. Das Unternehmen nahm es positiv auf. Warum ging er nicht auch beim zweiten Kind in Karenz? „Ich hatte bereits die Erfahrung gemacht, wie es ist, zu Hause beim Kind zu sein“, sagt er. Wie es ist, sich ganz auf das Kind einzulassen, den Beruf in den Hintergrund zu schieben. Doch was ist mit seinem Anspruch, Kinderarbeit partnerschaftlich zu teilen? „Ich habe nicht darüber nachgedacht, ob es ginge, noch einmal in Karenz zu gehen.“ Er hat nun eine Führungsposition. Seine Frau arbeitet Teilzeit.

Fall 3: Studium statt Kinder

Franz S. und seine Frau haben zwei Kinder, sie ist in Karenz. Um ihr die Arbeit an einem Projekt zu ermöglichen, reduzierte S. seine Arbeitszeit auf 32 Stunden. Freitags ist

er bei den Kindern zu Hause, sie ist im Büro. Einfach sei es nicht. Der Stress sei groß, die Arbeit ließ sich nicht im selben Ausmaß reduzieren. Zusätzlichen Stress hat er, weil er ein berufsbegleitendes Studium begonnen hat. Er will einen Master machen. Weshalb er nun zwar den Freitag mit den Kindern verbringt, die Samstage und zwei Abende pro Woche aber an der Uni ist.

Die Fälle vier bis 100 können aus Platzmangel nicht beschrieben werden. Sie ähneln einander ohnehin. Mann könne nicht statt 60 nur 40 Stunden arbeiten, weil man Kunden verlieren würde. Oder Aufträge. Weil man nicht befördert würde. Weil die anderen Männer es auch nicht tun. Außerdem: Die Frau geht ja eh in Karenz. Gern noch dazu.

Margarete Endl

Dossier Jugend

Jugend zwischen Rausch und Entzug

Ob aus Liebeskummer oder Schulstress: Immer mehr Teenager betrinken sich in regelmäßigen Abständen bis zur Bewusstlosigkeit. Das Durchschnittsalter beim ersten Alkoholkonsum liegt bei zwölf Jahren, die Hälfte aller Minderjährigen mit Alkoholvergiftung ist jünger als 16.

Rausch der Jugend: Die Briten sind Europameister im Saufen, die Österreicher im Qualmen, die Tschechen beim Kiffen: Das zeigt die aktuelle Studie im Auftrag der Europäischen Union zum Suchtverhalten von 16-jährigen Schülern in 35 europäischen Ländern. Österreichische Schüler liegen bei den klassischen Drogen Alkohol und Nikotin über dem Durchschnitt. Nur beim Cannabiskonsum rangieren sie unter dem EU-Durchschnitt. Während der Zigarettenskonsum zurückging, nahmen starke Trinkgelage europaweit zu, besonders unter Mädchen.

Schon lange bevor sich Jugendliche nach absolvierter Matura mit Reisebussen von darauf spezialisierten Reiseagenturen quer durch Europa karren lassen, um dort mit der Sehnsucht nach Exzess und dem Wunsch nach Freiheit zwischen Matura und dem Rest des Lebens zu spielen, werden sie in geselliger Runde von C_2H_5OH -Molekülen, in der Umgangssprache fälschlicherweise Alkohol statt Ethanol genannt, in Aggregatzustände zwischen Schwips und Koma versetzt. Sie halten es mit Homer Simpson, der behauptet: „Auf den Alkohol – die Lösung und die Ursache für alle Probleme des Lebens.“

Kein Spaß mit Maß

Neuesten Statistiken des Anton-Prosch-Instituts zufolge hat ein Drittel der 15-jährigen Mädchen und fast die Hälfte der gleichaltrigen Burschen in Österreich bereits mehrmalige Rauscherfahrungen hinter sich. Auch 13-Jährige haben bereits wiederholt Alkohorräusche erlebt – und zwar neun Prozent der Mädchen und 16 Prozent der Burschen. Dabei handelt es sich meist um Wochenendexzesse.



Immer mehr Jugendliche, dabei zunehmend mehr Mädchen, verabschieden sich regelmäßig für die Dauer eines Rauschs vom Alltag. Nicht selten enden Alkoholexzesse in der Notaufnahme. Foto: APA/Helmut Fohringer

Drei Prozent der 16-Jährigen haben aber bereits Trinkgewohnheiten, die über der Gefährdungsgrenze liegen. Komasaufen als Kampfsportart der Teenager? Nein, nicht alle Jugendlichen betrinken sich, ob aus Liebeskummer oder Schulstress, in regelmäßigen Abständen bis zur Bewusstlosigkeit.

Eine aktuelle Studie des Ludwig-Boltzmann-Instituts für Suchtforschung über Alkoholvergiftungen bei Kindern und Jugendlichen dokumentiert, dass die meisten Fälle, in denen Jugendliche im Krankenhaus gelandet sind, nur „Trinkunfälle“ waren und keine Absicht vorlag. Wie bei allen Drogen ist nicht die Substanz per se das Problem, sondern unkontrollierter Umgang damit. Die Dosis macht die Droge. Hinzu kommt das Tempo, etwa bei besonders risikoreichen Trinkverhalten wie dem sogenannten Binge Drinking, dem schnellen Trinken bis zum Vollrausch. „Spaß mit Maß“, wie es das Bundesministerium für Gesundheit und Frauen einst pro-

pagierte, ist dann nicht mehr. Komplexitätsreduktion mündet nahtlos in Kontrollverlust. In Österreich ist seit 2002 die Zahl der jährlichen Spitalseinlieferungen von Kindern und Jugendlichen mit Alkoholvergiftung um 27 Prozent gestiegen.

Die Suchtfalle

Auch andere Drogen sind verbreitet. Mehr als ein Drittel der Jugendlichen hat Erfahrungen mit der illegalen Alltagsdroge Cannabis, sechs Prozent haben irgendwann einmal Ecstasy konsumiert. Die Hälfte aller Cannabiskonsumenten macht ihre ersten Rauscherfahrungen vor dem 16. Lebensjahr. Bis zu sieben Prozent werden süchtig. Studien belegen fatale Folgen: Junge Dauer-Kiffer besitzen im Alter von 20 Jahren die Reife von 14-Jährigen. Für viele bleibt als einziger Ausweg eine stationäre Therapie. Doch es ist ein ständiger Kampf gegen den Rückfall.

Der Konsum von Drogen ist in Österreich stabil bis rückläufig.

2008 gab es 169 direkt mit Suchtgift in Verbindung stehende Todesopfer, im Jahr zuvor waren es 175. Jugendliche konsumieren Drogen exzessiver, aber nicht öfter, geht aus dem Drogenbericht 2009 hervor.

2007 wurde in Österreich eine Schulerhebung durchgeführt. Die Lebenszeitprävalenzen (Cannabis: 94 Prozent, „Ecstasy“: 72 Prozent, „Speed“: 69 Prozent, Kokain: 66 Prozent, Magic Mushrooms: 64 Prozent, LSD: 45 Prozent) sind vor allem für die typischen Partydrogen – „Speed“, „Ecstasy“, Kokain – sehr hoch. 30 Prozent der Befragten konsumieren auf Partys immer illegale Substanzen, weitere 27 Prozent häufig. 88 Prozent geben an, dass einige oder fast alle ihrer Freundinnen und Freunde auf Partys illegale Substanzen konsumieren. 71 Prozent haben bereits gleichzeitig oder innerhalb kurzer Zeit zwei oder mehrere illegale Substanzen beziehungsweise Alkohol und Partydrogen konsumiert.

Ralf Dzioblowski

Dossier Jugend

Friede, Freude und fliegende Fetzen

Von Schneewittchens böser Stiefmutter bis zum lustigen Chaotenhaufen in *Ice Age*: Patchworkfamilien haben viele Gesichter und sind keineswegs eine Erfindung der Gegenwart. Trotzdem wird das Thema medial sowie von Wissenschaft und Politik geradezu „stiefmütterlich“ behandelt.

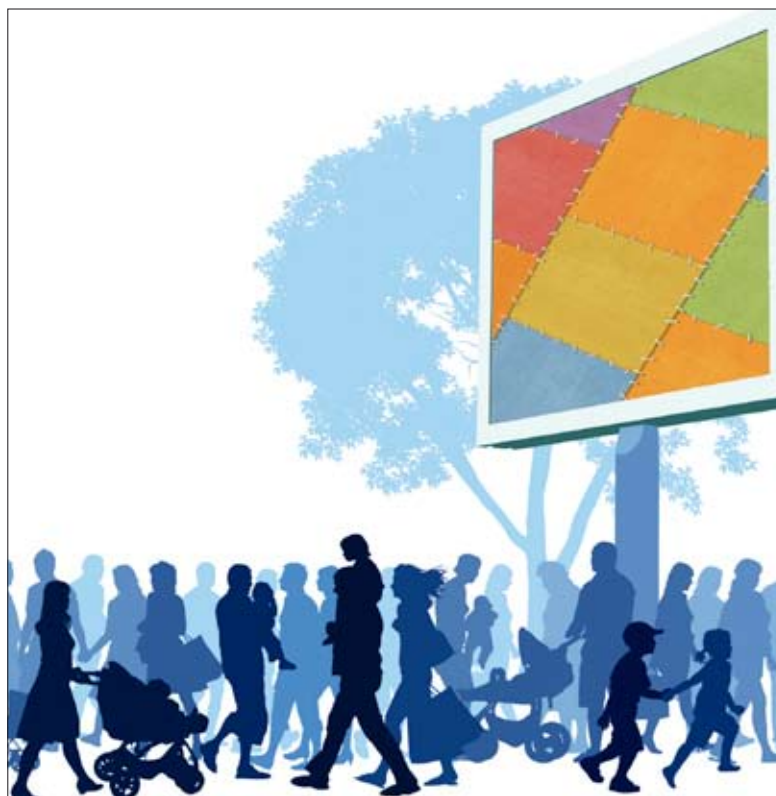
Die Zahl der Eheschließungen bricht ein, die Scheidungsrate unter den bestehenden Ehen schnell in die Höhe, das traditionelle Familienbild hängt schief – wer hat diese Stereotype nicht auch schon hundertmal gehört? Doch, um ein weiteres Klischee zu bedienen, eine Scheidung ist ja „nicht das Ende der Welt“. Was also bringt „das Leben danach“?

Trennungspaare, die bereits Kinder haben, können sich hier einen Begriff aussuchen: die Fortsetzungsfamilie, die zusammengesetzte Familie oder auf Neudeutsch die „Patchworkfamilie“. Diese besteht, wenn zumindest einer der Partner einer neuen Beziehung bereits Kinder aus einer vorangegangenen Verbindung hat, egal ob das volle Sorgerecht besteht oder nicht.

Umdenken ist angesagt

In Österreich trifft dies bereits auf eine von etwa zehn Familien mit Kindern zu. Trotzdem wird diese Realität oft ausgeblendet. In einer Familie mehr als zwei Eltern zu haben, ist für die meisten noch immer eine weitgehend befremdende Vorstellung. „Die Frage, wie sich mehrere Erwachsene die Elternschaft teilen können, hat kaum Tradition“, heißt es in einer Studie vom Institut für Soziologie an der Johannes-Kepler-Universität in Linz.

Die Patchworkfamilie hat neben den Turbulenzen speziell in ihrer Entstehungsphase noch mit einer Vielzahl anderer Probleme wie etwa der rechtlichen Benachteiligung oder der schlechten gesellschaftlichen Anerkennung zu kämpfen. Noch immer fehlt es an Mustern, an öffentlich wahrnehmbaren Vorbildern für Patchworkfamilien, an denen sich diese orientieren können. Laut der Gesellschaft für deutsche



Gestern Fremder, heute Vater? Der Entstehungsprozess von Patchworkfamilien ist schwierig. Oft fehlt es an Vorbildern. Foto: Photos.com/economy

Sprache ist die Bezeichnung Patchworkfamilie zwar erst seit 1990 in Gebrauch. Die Familienkonstellation an sich besteht jedoch mit hoher Wahrscheinlichkeit schon seit jeher. Dabei waren es früher weniger Scheidungs- als vielmehr Todesfälle, die zu dieser Familienform führten. Vielleicht haftete ihr deshalb lange Zeit ein allzu negativer Beigeschmack an. Darstellungen von Patchworkfamilien in der Literatur gehen schon auf die alten Griechen oder etwa auch Shakespeare zurück. Dabei gibt es aber kaum eine Geschichte, die uns „gute“ Stiefeltern zeigt. Die negative Darstellung von Patchworkfamilien hat also eine lange Tradition. Vor allem Grimms Märchen haben unsere Vorstellung

von dieser alternativen Familienform geprägt. Die böse Stiefmutter ist eine immer wiederkehrende Figur und hat sich geradezu zu einem Archetypen entwickelt.

Indessen ist aber auch hier ein gewisser Paradigmenwechsel eingetreten. Das Unbehagen und die negativen Spannungen, die früher gern hervorgehoben wurden, machen einer weitaus positiveren Sichtweise Platz. Das Phänomen Patchworkfamilie ist demnach kein Unglück mehr, sondern ein Glücksfall: Fremde Menschen finden sich zu einer Familie zusammen, die sie ohne einander nicht mehr hätten. Sogar in Hollywoods Kinderfilmindustrie ist diese Veränderung zu beobachten. Der Blockbuster *Ice Age*

etwa zeigt eindeutig eine Art Patchworkfamilie, aber auch die mit dem Grimme-Preis ausgezeichnete deutsche TV-Soap *Türkisch für Anfänger*. Beide zeigen einen chaotischen, liebenswerten „Haufen“, der auch unter schwierigen Bedingungen zusammenhält. Diese zugegeben romantisierte Sichtweise ist symptomatisch für die Erkenntnis, dass sich die Patchworkfamilie langsam zur „Normalität“ entwickelt. Gesellschaftliche Veränderungen tragen das Ihre zur Beschleunigung dieses Prozesses bei.

Familienrecht hinkt hinterher

Insgesamt besteht jedoch noch viel Aufholbedarf. So ist die rechtliche Lage für Patchworkfamilien nach wie vor schwierig. „Dass es immer mehr Alleinerziehende und Patchworkfamilien gibt, ist im 21. Jahrhundert einfach zur Kenntnis zu nehmen. Für diese schon gar nicht mehr so neuen Familienformen müssen wir eine volle rechtliche Gleichstellung erreichen“, zeigt sich Frauenministerin Gabriele Heinisch-Hosek (SPÖ) voller Tatendrang. Wie viel sich in naher Zukunft zur besseren gesellschaftlichen Anerkennung von Patchworkfamilien ändern wird, bleibt abzuwarten. Die Tendenz ist zumindest positiv.

Seit 2007 stehen in Österreich immerhin statistische Erhebungen und Zahlenmaterial zum Thema zur Verfügung. Der Verein für Elternteile und Familien im Wandel bietet Betreuung und Hilfsangebote und leistet österreichweit Pionierarbeit auf diesem Gebiet. „Sich gegen neue Familienformen zu verschließen ist, wie für Entwicklung blind zu sein“, wird ORF-Moderator Reinhard Jesionek auf der Vereinswebsite zitiert. Ein passendes Schlusswort.

Emanuel Riedmann

Veranstalter →



cyberschool

www.cyberschool.at



Einladung zum größten Schülerinnen-Wettbewerb für Neue Medien!



Private Partner

→ **APA** + **economyaustria**

Die unabhängigen Partner für Wirtschaft und Bildung

Public Partner

→ **bm:uk** + **BM.W_F^a** + **bmwfi**

Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

Alle Infos und Anmeldung unter www.cyberschool.at oder Cyberschool-Office, Gonzagagasse 12/12, 1010 Wien

T (01) 532 61 36-13



Das große Hoffen auf Keuschheit

In keinem westlichen Land werden mehr Schülerinnen ungewollt schwanger als in den USA, in keinem treiben mehr ab. Die Debatte über Form und Inhalt von Sexualunterricht an Schulen kommt dennoch nicht vom Fleck. Über das Politikum, Teenagern Verhütung beizubringen.

Alexandra Riegler Charlotte (USA)

Auf wissenschaftliche Erkenntnisse zugunsten einer aus dem Bauch heraus empfundenen Moral zu pfeifen und Politik so stark mit Religion zu tränken wie seit hundert Jahren nicht mehr: Das waren nach Ansicht vieler die Grundzüge der US-Regierung unter George W. Bush. Eines der wichtigen Themen: wie Teenager an Sexualerziehung herangebracht oder vielmehr davon ferngehalten werden sollten. Kritiker sagen, dass dabei Realitätsverleugung als politisches Programm verkauft wurde. Zu hoffen, dass Pubertierende möglichst bis zur Uni ihre Finger voneinander lassen, sei nun einmal keine Bildungsstrategie.

Die Vernachlässigung des Sexualunterrichts ist nur die Spitze des Eisbergs. Der Werte-Rechtsruck hin zu militanten Pro-Life-Befürwortern ist so stark, dass eine Pro-Choice-Einstellung von Politikern heute als geradezu „linke“ Gesinnung gilt. Allzu schnell entstand inmitten der Extrempositionen ein Wertekrieg, der, sobald er die Familie tangiert, unantastbar ist, und zwar auch für die Liberalen des Landes. Die Berkeley-Wissenschaftlerin Kristin Luker, die für ihr Buch *When Sex Goes to School* (Wenn Sex zur Schule geht) unter anderem politisch konservative Erziehende im ganzen Land befragte, kam zu dem Schluss: „Für diese Eltern ist die Art und Weise, wie ihre Kinder über Sex unterrichtet werden, weit wichtiger als Politik, Religion oder sogar Freundschaft.“

Enthaltsamkeit statt Wissen

Die Gräben im Land sind so tief, dass unklar ist, was der Extremismus eigentlich über den Bevölkerungsdurchschnitt aussagt. Auf der einen Seite dominiert die Angst vor

Sexualerziehung, weil diese die Jungen auf Gedanken bringen könnte, die sie vorher noch nicht hatten. Entsprechend wird auf Enthaltsamkeit gesetzt, die in Extremfällen für Jugendliche die einzige Information bleibt, auf die sie sich berufen können.

Tatsächlich lässt es sich dagegen nicht einmal besonders gut mit wissenschaftlichen Studien argumentieren, zumal das Wissen über Verhütung alleine noch nicht ungewollte Teenager-Schwangerschaften verhindert. Was nicht weiter überraschend erscheint: Sexerziehung geschieht eben nicht durch Lehrer, sondern zumeist über die eigene Sozialisierung.

Zensierte Wörterbücher

Am anderen Ende der Skala wird kaum ein Widerspruch darin gesehen, wenn etwa Bristol Palin, die Tochter von Sarah Palin, der ehemaligen Gouverneurin von Alaska, als Schülerin ein Baby zur Welt bringt und dann für Enthaltsamkeit eintritt. Auch tut Sarah Palins vermeintliches elterliches „Versagen“ ihrem Status als Aushängeschild der neuen konservativen Teabagger-Bewegung keinen Abbruch. Nicht von der Hand zu weisen ist indes, dass die USA die höchste Teenager-Schwangerschaftsrate aller westlichen Industrienationen aufweisen. Jedes 14. Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren wird schwanger. Ebenso führen die Vereinigten Staaten die Abtreibungsrate in dieser Altersgruppe an.

An absurden Beispielen selbst ernannter Moralapostel fehlt es nicht. Im kalifornischen Schulbezirk Menifee Union etwa wurden zu Jahresbeginn Wörterbücher von Merriam Webster (vergleichbar mit Duden) aus den Schulbibliotheken entfernt, weil ein Volksschüler darin auf eine



Der Trend, bei Teenagern Enthaltsamkeit über Verhütung zu stellen, erfuhr unter George W. Bush seinen Höhepunkt. Foto: Photos.com

„allzu bildliche“ Beschreibung des Begriffs Oralsex gestoßen war. Die Sprecherin des Schulbezirks erklärte, dass ihr Team die Wörterbücher weiter nach ähnlichen Beispielen durchkämmen würde.

Für Aufregung sorgte zuletzt eine Erhebung des Guttmacher Institute, wonach Teenager-Schwangerschaften just 2006, gegen Ende der zweiten Bush-Amtsperiode, um drei Prozent zulegten. Für Befürworter von schulischer Sexerzie-

hung schien damit das Scheitern der Bush-Politik endlich auch mit Zahlen belegbar. Tatsächlich steckte die Bush-Regierung viel Geld in die Abstinenz-Kampagnen. Begonnen hat der Trend jedoch unter Bill Clinton. Und auch unter Barack Obama scheint er noch nicht zu Ende. So wird künftig neben „medizinisch korrekten und altersgerechten Informationen“ auch Enthaltsamkeit ihren Platz in den Aufklärungskampagnen haben.



Wohlstand bedingt hohes Alter

Die durchschnittliche Lebenserwartung in diversen Ländern klappt um rund 44 Jahre auseinander.

Arno Maierbrugger

Die Statistik besagt, dass der Mensch heutzutage gut und gerne 120 Jahre alt werden kann. Zumindest haben einige Personen in der letzten Zeit dieses biblische Alter erreicht.

Aus medizinischer Sicht ist es bei optimalen Rahmenbedingungen jedenfalls möglich, dass Menschen über 100 Jahre alt werden können. Diese Rahmenbedingungen bilden individuelle Faktoren wie die Zellalterung, gesundheitliche Prädisposition und Lebensbedingungen, aber auch Umfeldfaktoren wie medizinische Versorgung und sozialer Frieden.

Das Industrieland mit der höchsten Lebenserwartung ist Japan, wo Menschen im Schnitt 82,1 Jahre alt werden, klärt das *CIA World Factbook* auf. Es folgen Singapur, Australien, Kanada, Schweden und die Schweiz, wo der Schnitt immer noch über 80 Jahren liegt.

Am anderen Ende der Skala sieht es weit düsterer aus. Das Land mit der derzeit (Stand: Ende 2009) niedrigsten Lebenserwartung ist Angola mit nur 38,1 Jahren.

Die Gründe dafür liegen in der katastrophal schlechten Versorgung der Bevölkerung mit medizinischen Leistungen und reinem Trinkwasser sowie infrastrukturellen Missständen als Folge der langen Konflikte

in diesem Land. Auch anderswo in Afrika ist es um die Lebenserwartung schlecht bestellt. In Sambia wird man im Schnitt nur 38,6 Jahre, in Lesotho 40,4, in Mosambik 41,2 und in Liberia 41,5 Jahre.

Als einziges nicht afrikanisches Land am untersten Ende der Liste sticht Afghanistan hervor. Dort beträgt die Lebenserwartung – die Gründe kann man sich vorstellen – nur 44,4 Jahre.

Einkommen und langes Leben

Doch auch in Europa kommt es zu teils deutlichen Unterschieden in der Lebenserwartung. So ist zum Beispiel die Lebenserwartung in Ungarn mit 73,4 Jahren doch signi-

fikant geringer als in Österreich mit 79,5 Jahren. „Je höher das Einkommen, desto eher besteht die Aussicht auf ein langes und gesundes Leben“, sagt der deutsche Soziologe Thomas Lampert. „Selbst in den skandinavischen Wohlfahrtsstaaten variiert die Lebenszeit stark mit dem sozialen Status – trotz der gut ausgebauten Systeme der sozialen Sicherung und der im europäischen Vergleich hohen allgemeinen Lebenserwartung.“

Ein Trost bleibt: Im europäischen Mittelalter lag die durchschnittliche Lebenserwartung der Frauen um die 25 Jahre, die der Männer bei etwa 30 Jahren. Da sieht es heute schon um einiges besser aus.

Zahl's mit dem Handy.

paybox

www.paybox.at

Sicherstes Zahlungsmittel im Internet & Handy

paybox Testsieger

DAS SICHERSTE ZAHLUNGSMITTEL IM INTERNET.

12 Monate paybox zum 1/2 Preis! Jetzt anmelden auf www.paybox.at!

„Wien ist Stadt mit Dorfmentalität“

Durch das Internet sind Jugendliche auf dem Land der Stadt ein Stück näher gerückt. Kleidung und Musik sind leicht zu beschaffen. Anders als in der Stadt ist ein Aufwachsen auf dem Land aber noch immer. Ein Bad Leonfeldner (18) und eine Wienerin (19) erklären, warum.

Anna Weidenholzer

Wenn Michael (18) in die Schule nach Linz fährt, steigt er um sieben Uhr in den Bus auf dem Stadtplatz von Bad Leonfelden. Vielleicht wird er zu spät kommen, das passiert regelmäßig, aber der Bus um halb sieben ist Michael einfach zu früh. Die Kleinstadt Bad Leonfelden im oberösterreichischen Mühlviertel hat knapp über 4000 Einwohner, Wien über 1,6 Millionen. Die Lebensrealitäten von Jugendlichen in der Stadt und auf dem Land sind durch das Internet zwar zusammengewachsen, unterscheiden sich aber dennoch. „Vielleicht wäre ich ein wenig anders, wenn ich in der Stadt groß geworden wäre“, sagt Michael.

Die Zeiten, in denen man als Jugendlicher auf dem Land die neuesten Platten aus der Stadt mitbrachte, sind vorbei. „Dieses starke Gefälle zwischen Metropolen, mittleren Städten und Kleinstädten gibt es nicht mehr so. Die Unterschiede zwischen Stadt und Land haben sich ziemlich eingeebnet“, sagt Philipp Ikrath, Leiter des Departments Hamburg des Wiener Instituts für Jugendkulturforschung. Jugendliche auf dem Land seien zwar traditionell verwurzelt, aber Städter im Kopf. Eine große Rolle spielt dabei das Internet, das es Jugendlichen überall ermöglicht, an szenetypische Kleidung, Musik und Informationen zu kommen.

Selbstinitiative

Dennoch haben Jugendliche in der Stadt weit mehr Möglichkeiten als auf dem Land, wo es nach wie vor Defizite in der Freizeitinfrastruktur gibt, so Ikrath. Eine Tatsache, die auch Kübra so sieht: „Es gibt nichts, was es nichts gibt.“ Die 19-jährige Studentin der Sprachwissenschaften ist in Wien aufgewach-

sen und studiert seit zwei Semestern an der Uni Wien. Während Jugendliche in Städten zu Hause studieren können, ist für Jugendliche auf dem Land der Ortswechsel zum Studium programmiert.

Michael wird wahrscheinlich in Linz studieren, wo er schon jetzt zur Schule geht. In seiner Klasse sitzt nur ein Linzer, alle anderen kommen aus den umliegenden ländlichen Regionen. „Da gibt es schon einen Unterschied“, sagt Michael. „Der Linzer geht zum Beispiel jede Woche ins Kino, wir können das nicht, wir müssen viel weiter fahren.“ Ein Punkt, den auch Philipp Ikrath vom Institut für Jugendkulturforschung anspricht: „Das Angebot auf dem Land ist nicht so kommerziell und konsumorientiert wie in der Stadt. Es kommt deutlich öfter vor, dass man selbst etwas auf die Beine stellen muss.“

Kennenlernen auf Zeltfesten

Bis vor Kurzem war Michael in einem Fußballverein; im Schachverein ist er nach wie vor. Dass Jugendliche auf dem Land Vereinen beitreten, ist keine Seltenheit. Während junge Menschen in Städten kaum Vereinsmitglieder sind, ist die Vereinskultur in kleineren Orten ausgeprägter. „Das kann das Rote Kreuz sein oder Jugendorganisationen der Parteien. Viele sind dort nicht wegen des Programms, sondern wegen der Veranstaltungen“, so Ikrath.

Kübra ist seit vier Jahren in der Schülervertretung AKS aktiv. Bei Seminaren und Workshops trifft sie immer wieder auf Jugendliche aus anderen Bundesländern. Außerhalb von Wien seien die Jugendkulturszenen nicht so ausgeprägt, meint sie: „Sogar im Vergleich zu Linz und Salzburg, die größere Szenen als die Orte auf dem Land haben, ist Wien



Kein Kino: Die Freizeitinfrastruktur ist auf dem Land weniger gut ausgebaut, Jugendliche schaffen sich selbst Angebote. Foto: Photos.com

wesentlich vielfältiger. In Wien gibt es für alles ein Lokal. Wien ist eine Großstadt mit Dorfmentalität.“

Auch Bad Leonfelden hat Lokale, aber nur zwei, die für Jugendliche in Michaels Alter infrage kommen. Verschiedene Szenen gibt es in Bad Leonfelden nicht, in den beiden Lokalen kommen alle zusammen. „Es sind schon immer die gleichen“, sagt Michael über die Menschen, die er dort trifft. Neue Leute lernt er kennen, „aber eher im Sommer, wenn wir zu den Fest’ln fahren.“

Kein Meer in Wien

Die Mobilität auf dem Land ist eine andere als in der Stadt. „Ich warte hier maximal fünf Minuten auf eine U-Bahn“, sagt Kübra. Bei ihren Bekannten vom Land beob-

achtet sie, dass viele schon mit 17 den Führerschein machen. Kübra hat mit 19 noch keinen Führerschein und denkt auch nicht daran, ihn nachzuholen. Michael hat den Führerschein, seit er 18 ist. Er fährt noch mit dem Postbus in die Schule; im Winter, wenn es schneit, kann die Heimfahrt schon mal zwei Stunden dauern. „Es ist einfach so, ich lebe damit.“ In der Stadt aufzuwachsen, kann sich Michael schwer vorstellen: „Allein schon mal in einer Wohnung zu leben, da kannst du dich viel weniger aufführen.“ Auch für Kübra kommt ein Wechsel aufs Land nicht infrage. In Wien fehlt ihr fast nichts, außer etwas, das auch in den nächsten Jahren nicht kommen wird: „Das Meer.“

www.jugendkultur.at

Leben

Test: Kinder(sach)bücher und Buchhandlungen**Christine Wahlmüller**

„Kinder und Jugendliche haben beim Lesen Zeit, sich mit anderen Welten und Kulturen auseinanderzusetzen. Internet und Nintendo bieten dafür nur vorgefertigte Ideen anderer Personen“, betont Gudrun Krinzing von der Buchhandlung Kuppitsch in der Wiener Innenstadt, soeben mit dem Gütesiegel „Wien liest“ (Wili) für ein herausragendes Kinder- und Jugendangebot ausgezeichnet. Das „Wili“, das vom Wiener Stadtschulrat und der Wirtschaftskammer vergeben wurde, haben elf weitere Wiener Buchhandlungen erhalten: Kunterbuch, Facultas Dombuchhandlung, Missionshaus St. Gabriel, Morawa Wollzeile, ÖBV, Spielzeugschachtel und Herder (alle Wien 1), Thalia (Landstraße und Mariahilferstraße), Stöger (Döbling) sowie Liber Novus (Penzing).

Wichtig ist auch das Ambiente für die kleinen Konsumenten. „Wir haben eine Spielecke für die Kleinen und Platz für die Großen, um in Büchern zu schmökern“, sagt Krinzing. Sehr schön ist der Lesebereich auch bei der Buchhandlung Herder in der Wollzeile. Lesen hat viel mit der Vorbildwirkung der Eltern zu tun, sind sich alle Buchhändler einig. „Wenn die Eltern den ganzen Abend vor Fernseher oder Spielkonsole rumhängen, werden die Kinder auch nicht lesen“, meint Birgit Raab vom Österreichischen Bundesverlag (ÖBV), der zum Besuch in das Geschäft in der Schwarzenbergstraße einlädt.

Von Prinzessinnen und Sauriern

Ein ganzes Buchgeschäft nur für Kinder ist Kunterbuch am Stubenring. „Wichtig ist das Vorlesen, von klein auf bis ins Schulalter“, rät Kunterbuch-Geschäftsführerin Elisabeth Rippar allen Eltern, so die Freude am Lesen gemeinsam zu erleben. Bei den Kindern seit Jahren Dauerbrenner seien Dinosaurier, Prinzessinnen, Ritter und Pferde. Im Trend liegen optisch gut aufbereitete Sachbücher sowie nach wie



Kinder- und Jugendbücher sind ein großer Markt für Verlage und Buchhändler geworden. Nach wie vor liegt das Thema Fantasy im Trend, aber auch Klassiker, Buchreihen sowie Sachbücher sind gefragt. Foto: DPA/Frank May

vor der Fantasy-Bereich. „Gerade die Fantasy-Welt mit ihren grenzenlosen Möglichkeiten, Abenteuer zu erleben und zu bestehen, übt einen besonderen Reiz auf die kleinen Leser, aber auch auf uns Autoren aus“, schwärmt Stefan Karch, Autor von *Robin und Scarlett*, dem Herbstbestseller von 2009.

Ein weiterer Trend geht in Richtung Buchserien. „Im Sinne der Lesemotivation und -förderung ist dies ein ganz wichtiger Aspekt, weil Übung macht den Meister“, freut sich Georg Glöckler, Obmann der Fachgruppe Buch- und Medienwirtschaft der Wirtschaftskammer. Glöckler sieht auch einen stetig wachsenden Markt für „österreichische Bücher“. Bester Beweis sei die erfolgreiche Erstlesereihe „Lesezug“, die vor drei Jahren vom G&G-Verlag ins Leben gerufen wurde. Österreichische Autoren, Sprache („Palatschinken statt Pfannkuchen“) und Fibelschrift bilden die Eckpfeiler der „Lesezug“-Reihe. Neuerscheinungen sind etwa *Die rote Gitarre* und *Hanna hebt ab*

(erste Klasse) sowie *Setz die Segel, Erik* (zweite Klasse). Mit der neuen Reihe der „Sach-Comic-Lesebücher“ – gibt es über Dinosaurier und Pferde – wird versucht, Sachthemen „peppig“ auf den Grund zu gehen.

Lesestoff für Wissbegierige

Kindersachbücher sind überhaupt ein boomender Markt. Hier gibt es wirklich (inhaltlich und optisch) toll aufgemachte Neuerscheinungen, etwa „Abenteuer Sehen“ aus dem Annette Betz Verlag inklusive einer DVD, entwickelt in Kooperation mit dem Technischen Museum in Wien. Aus dem gleichen Verlag stammen auch die Naturbücher von Susanne Riha. *Mein erstes Insektenbuch* heißt der neueste, sehr gelungene Band. Immer öfter werden auch Bücher mit Begleit-CD gekoppelt; empfehlenswert ist die Reihe „Musikalische Bilderbücher“ des Annette Betz Verlags. Brandneu ist hier der Band *Aida* erschienen, eine Musik-CD ist inkludiert.

Viele Neuerscheinungen hat auch der deutsche Buch- und Spiel-

Riese Ravensburger rechtzeitig vor den Buchmessen (Leipzig und Bologna) wieder auf den Markt gebracht. Aus der erfolgreichen Serie „Wieso weshalb warum“ gibt es für Kinder ab zwei Jahren die neuen Bände *Wütend, traurig, froh und Bei uns zu Hause*. Für Vorschulkinder stehen die zwei neuen Titel *Gefährliche Tiere* sowie *Wir entdecken die Berge* bereit. Innovativ und bereichernd ist die neue „Zauberklänge“-Reihe; die ersten zwei Bände behandeln die Themen Dschungel und Meer. Optisch ein echter Hingucker ist das neue Dinosaurier-Pop-up-Buch. Sehr schön aufbereitet und informativ sind die Reihe „Meyer Kinderbibliothek“ und die bei den Kindern sehr begehrten „Licht an-Folien-Taschenlampenbücher“, die laufend erweitert werden (Duden Verlag).

Der Oetinger-Verlag punktet einerseits mit Kinderklassikern im neuen Outfit (etwa *Pippi Langstrumpf*), hat aber auch eine eigene Kindersachbuchreihe mit dem Titel „Insider Wissen“ im Programm.

Leben

Buch

Kinderkriegen im Spiegel der Jahrhunderte

Als Caterina de' Medici einen Kinderwunsch hegte, trank sie Stutenurin und badete in Kuhmist. Dass Kinder nicht nur aus Menstruationsblut entstehen, war da schon bekannt. Welche Rolle Hygiene bei der Geburt spielt, sollte noch jahrhundertlang ungeklärt bleiben. *Get Me Out: A History of Childbirth from the Garden of Eden to the Sperm Bank* (Holt mich heraus: die Geschichte der Geburt vom Garten Eden

bis zur Samenbank) von der US-amerikanischen Journalistin **Randi Hutter Epstein** ist eine Sammlung grotesker, naiver, barbarischer und lehrreicher Geschichten rund um die Geburt im Wandel der Zeit. Der Bogen spannt sich vom spanischen Arzt **Arnaldus de Villanova**, der vor 700 Jahren Sperma in eine bauchförmige Vase füllte und wartete,

dass ein Kind heranwuchs, hin zur modernen Fortpflanzungsindustrie, die, wie die Autorin kritisiert, nicht genug reguliert ist. **Hutter Epstein**



berichtet von bizarren Vorläuferinstrumenten zur Geburtszange; von Tabus, die Ärzte Babys zur Welt bringen ließen, ohne den mit einem Stoffzelt überspannten Schambereich der Frau zu sehen; von den Schmerzen, die als „göttliche Pflicht“ und Bedingung fürs Mutterwerden galten. Erst als

die britische Monarchin **Victoria** bei der Geburt ihrer Kinder Äther verlangte, begannen sich Schmerzmittel durchzusetzen. **ari**

Randi Hutter Epstein:

„*Get Me Out: A History of Childbirth from the Garden of Eden to the Sperm Bank*“

W. W. Norton & Co, 2010

ISBN: 978-0393064582

Termine

● **Kapitalmarktszenario Österreich und CEE.** So lautet das Thema eines Pressegesprächs am Donnerstag, den 8. April, im Hotel Sacher in Wien. In der Veranstaltung erörtern **Peter Brezinschek**, Chefanalyst der Raiffeisen Zentralbank Österreich, **Birgit Kuras**, Chefanalystin der

Raiffeisen Centrobank, und **Stefan Maxian** von der Raiffeisen Centrobank, Bereich Research, die Situation sowie Chancen und Risiken der Kapitalmärkte in Zentral- und Osteuropa.

www.rzb.at

● **Hedy Lamarr-Lectures 2010.** Mit **Anton Pelinka** und **Helga Novotny** ist die Vortragsreihe zur Wissensge-

sellschaft in der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) gestartet, weitere Vorträge prominenter Wissenschaftler folgen in den kommenden Monaten. Die Rolle des Wissens hat sich dramatisch verändert. Individuelles und kollektives Wissen, seine Organisation und Nutzung werden immer mehr zur Grundlage unseres gesellschaftlichen Handelns. Wis-

sen wird zur zentralen Quelle von Wirtschaftswachstum. Zudem verändern neue Technologien Verfügbarkeit von und Zugang zu Information radikal. Mit möglichen Folgen dieser Veränderungen befassen sich die „Hedy Lamarr-Lectures“, veranstaltet von der ÖAW, der Telekom Austria Group und dem Medienhaus Wien.

www.telekom.at

Karriere

● **Monika Naxera (45)** wird mit 1. März 2010 neue Geschäftsführerin bei **Gans**, einem Wiener Traditionsunternehmen für hochwertige Home-Accessoires. **Naxera** verfügt aus ihren vorangegangenen leitenden Tätigkeiten bei **Appelt Markenartikelvertrieb** und **Kimberly-Clark Europe** über langjährige Erfahrung im Handel.



Foto: Gans

● **Kerstin Schabhüttl** übernimmt ab sofort bei **Update Software**, einem europäischen Hersteller von CRM-Lösungen mit Stammsitz in Wien, den Bereich Investor Relations. In ihrer neuen Position wird **Kerstin Schabhüttl** für die Durchführung von Kommunikationsmaßnahmen mit Aktionären, Investoren und Analysten verantwortlich sein.



Foto: update sw

● **Mario Mukenschnabel (39)** übernimmt die Leitung der **Allianz Landesdirektion** in Oberösterreich. **Mukenschnabel** startete seine Laufbahn 1986 bei der Firma **Leitz**, ehe er 2003 in die Versicherungsbranche wechselte. Bei der **Uniqa Versicherung** fungierte der verheiratete Vater eines Sohnes als Regionalmanager in Oberösterreich.



Foto: Allianz

● Die 26-jährige gebürtige Vorarlbergerin **Katharina Götze** ist als Kundenberaterin neu im Team der Wiener Agentur **Aigner PR**. **Götze** studierte Publizistik und Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien und sammelte berufliche Erfahrungen beim Lifestyle-Magazin **H.O.M.E.** sowie in der Landesregierung Vorarlberg und beim ORF. cc



Foto: Aigner

Schnappschuss

Adgar-Erfolge für Jung von Matt/Donau



Jung von Matt/Donau und **Draftfc** wurden bei der Adgar-Gala des Verbandes Österreichischer Zeitungen (VÖZ) als Doppelsieger gefeiert: Bei „Beste Anzeigen“ siegte **Jung von Matt/Donau** in den Kategorien „Auto und Motor“ sowie „Dienstleistungen“. **Draftfc** gewann in den Sparten „Handel“ und „Social Advertising“. **Spar Österreich** wurde als „Printwerber 2009“ ausgezeichnet. **VÖZ-Boss Horst Pirker** stellte fest: „Trotz der Doppelmühle von Wirtschaftskrise und Internet haben sich die klassischen Medien 2009 überraschend gut gehalten.“ Bild v. l. n. r.: **Claudia Volak/Auto Touring**; **Harald Knabl/NÖN**; **Josef Koinig/Jung von Matt**; **Judith Zingerle** und **Michael Oblasser/Mercedes-Benz Österreich**. cc Foto: VÖZ



Michael Liebming Facebook-Familie

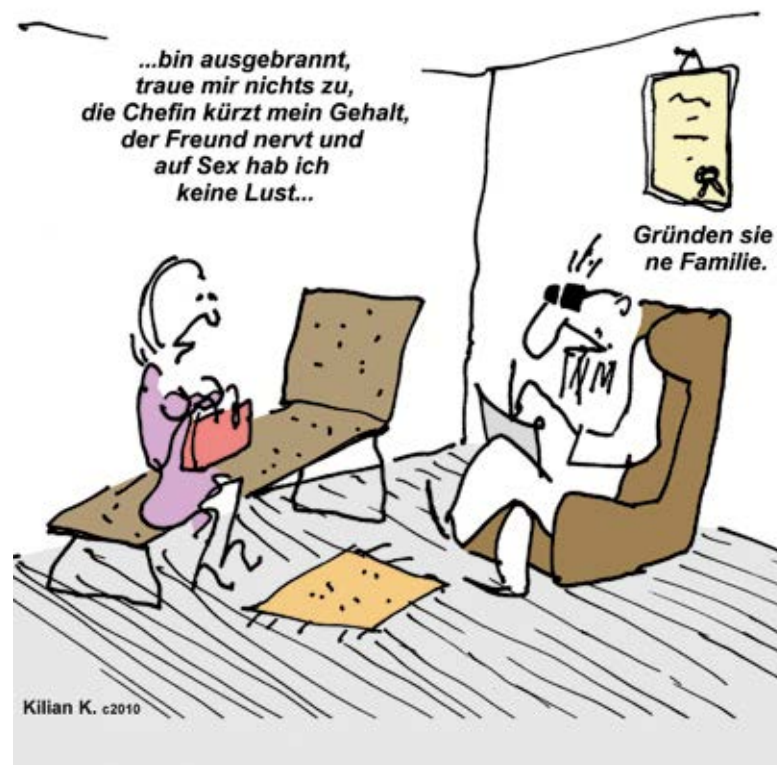


Ich verfolgte die Wettbewerbe der Olympischen Winterspiele in Vancouver via Livestream. Das Renngeschehen? Komplette egal. Das eigentlich Interessante fand neben dem Bild statt. Mich faszinierten die im Sekundentakt publik gemachten Facebook-Kommentare zu den sportiven Leistungen. So sammelte ich von vier Wettbewerben 1424 Anmerkungen. Das Ergebnis? Wintersport stellt ein Thema dar, bei dem alle mitreden können; Skirennen besitzen einen viel höheren Emotionalisierungsgrad als die Weitenjäger vom Schanzentisch. Knapp 15 Prozent unternahmen bei den Alpinen den Versuch des schriftlichen Anfeuerns. Weitere 15 Prozent äußerten sich mit wortkargen Ausrufen wie „Uiiii“, „Jaaa“ oder „Jössas“. Völlig wertlos jene, die Zeitrückstand oder Platzierung dokumentierten (acht Prozent). Hilflös auch die, die sich in Prognosen übten (knapp 25 Prozent). Eventuell erwartete Zustimmung von anderen fand kaum statt. Vielmehr war es ein fröhliches Kommunikationsnebeneinander wie in den 70er Jahren, als die Familie noch gemeinsam vor dem Fernseher saß. Facebook präsentierte sich als Familienersatz vereinsamter Singlehaushalte, wobei der kollektive Tratsch für den Zusammenhalt der Community sorgt. Der Anschein, dass sich keiner was zu sagen hat, dies aber alle massenhaft tun, trügt. Es gibt auch die Heinz Prüllers mit ihren zweifelhaften Kommentaren (25 Prozent). Nur meine Angst, bei Facebook etwas zu verpassen, ist völlig unbegründet.

Arno Maierbrugger Protest war gestern



Was ist mit der Jugend los? Keine Widerrede, keine Demonstrationen, kein Diskurs mehr. War das alles in den 1970ern und 1980ern reiner Zeitgeist? Hainburg und Opernballdemo? Haben nicht viele aus dieser Zeit den Marsch durch die Institutionen gemacht, sitzen heute an den Hebeln? Die Jugend von 2010 demonstriert höchstens für bessere Studienbedingungen, sitzt vor Facebook und Twitter, ihre soziale Welt wirkt zunehmend digitalisiert. Die Wahrnehmung der gesellschaftlichen Wirklichkeit durch die Jugend ist in der Tat eine andere als vor 20, 30 Jahren. Soziale Beziehungen und Peergroups werden heute im Internet gepflegt statt wie früher in der „realen“ Gruppe. Grenzen der Welt zerfließen, Netzwerke sind heute global. Man kann auch sagen, die Jugend ist nicht mehr so isoliert und dem früher meist als einengend empfundenen Wertekanon ihres unmittelbaren Umfelds ausgeliefert. Den Jugendlichen von heute ist das reale politische Gestalten nicht mehr spannend genug, solange der Cyberspace mit seiner unendlichen Freiheit zur Verfügung steht. Wogegen sollte man sein? Eine neue digitale Wissens- und Erlebniswelt steht zur uneingeschränkten Verfügung, dort können Regeln mitgestaltet, alternative Identitäten angenommen und Meinungen ausgetauscht werden, mehr als je zuvor. Die Folge davon ist, dass sich die Mehrheit der Jugend von heute ins Private zurückzieht. Proteste gegen Mängel im realen System gibt es kaum noch, stattdessen regiert Pragmatismus.



Christine Wahlmüller Kindergarten-Alarm



Familie, ja bitte. Kinder, ja bitte. Unsere Damen und Herren Politiker geben sich zwar sehr familienfreundlich, aber die Realität schaut anders aus. Erstens bedeutet ein Kind meist langfristig, dass die Mutter entweder nicht mehr in ihrem alten Job oder nur noch Teilzeit arbeiten kann, sofern man die Kinder nicht von sieben Uhr früh bis 18 Uhr in einer Kindertagesheimstätte verfrachtet. Die es de facto wiederum gar nicht gibt, denn die Öffnungszeiten der Kindergärten unterstützen nicht gerade berufstätige Eltern. Zweitens muss man von Glück sagen, wenn man in Zeiten wie diesen überhaupt erst einmal einen Kindergartenplatz für sein Kind ergattern kann. Drittens sind die Kindergärtnerinnen, schlecht bezahlt und wenig motiviert aufgrund mieser Rahmenbedingungen wie etwa zu große Gruppen und unzureichende Räumlichkeiten, wohl nicht wirklich in der Lage, den Nachwuchs so zu betreuen, wie man es sich als Elternteil wünscht. Viertens streiten Bund und Länder: Der Bund will einheitliche Kindergartenstandards – solche gibt es übrigens sogar für den Tierschutz in Österreich. Die Länder wollen ihre Kompetenzen nicht aufgeben, dafür aber mehr Geld vom Bund. Fünftens wird es ab Herbst noch schlimmer. Denn dann kommt das verpflichtende Kindergartenjahr für alle Fünfjährigen bundesweit. Die Empfehlung kann nur lauten, keine Kinder mehr zu bekommen oder am besten einfach nach Frankreich oder Schweden auszuwandern.

Kommentare der anderen



Redaktion: Gerhard Scholz



Foto: privat

Nicole Kornherr Jugend ist politisch

Die Jugend existiert nicht. Es handelt sich hierbei um ein äußerst heterogenes Spektrum von neorevolutionären „Yes we can“-Visionärinnen und -Visionären bis hin zu „Is' ma wuascht“ blökenden Herdentieren. Was ist eigentlich Politik? Viele beziehen sich in ihrem Politikverdruss stets auf realpolitische Dauerlügen basisferner Funktionärinnen und Funktionäre, die oft mit aalglatter Attitüde und neoliberaler Rhetorik Privatisierung, Wettbewerb und Effizienzlogik predigen.

merken.“ Bewusstsein, Bildung und Selbstreflexion sind also fundamental. Aber welche Chancen haben junge Menschen heutzutage, den Geist politischen Engagements zu erfahren?

Die 68er sind vielen kein Begriff mehr, und aktuelle Widerstände wie die Studentenprotestbewegung werden von Verantwortlichen mithilfe von Hinhaltetaktik und strategischem Kuschelkurs im Keim erstickt. Massenmedien vermitteln vorwiegend lediglich Oberflächlichkeit und eben kaum, dass direkte Demokratie, das Denken von Alternativen und das Kämpfen

Politik umspannt aber auch das zwischenmenschliche soziale Gefüge von Individuen. Rosa Luxemburg bemerkte dazu: „Unpolitisch sein heißt, politisch sein, ohne es zu

für eigene Rechte erstrebenswert wären. Hinzu kommt der erdrückende Aspekt der stets zunehmenden Konstruktion düsterer Zukunftsprognosen; zum Beispiel die neoliberale Arbeitswelt mit steigendem Konkurrenzdruck, Stress und schwindenden Perspektiven.

Jugendliche werden des persönlichen Reifens und der Entfaltung individueller Potenziale beraubt, indem sie sich immer früher angeleglichen Zwängen anpassen müssen und in vorgefertigte Muster gepresst werden, wo eigene kritische Meinungsbildung irrelevant ist. Vielleicht sollte Jugendlichen endlich genügend Freiraum zugesprochen werden, sie selbst sein zu dürfen, um frei und selbstbestimmt ein bewusstes Politikverständnis entwickeln zu können.

Nicole Kornherr ist Studentin der Politologie (Internationale Entwicklung).

www.unsereuni.at, www.bolognaburns.at

Werner Beutelmeyer Werte im Wandel



Foto: market

„Sie ist schrecklich anzusehen, und mit ihr ist kein Staat zu machen.“ Mit ähnlichen Worten hat Aristoteles bereits in der griechischen Antike die „heutige Jugend“ gegeißelt. Eigentlich ging es um das Sittenbild einer verdorbenen Jugend, also um die Benennung eines klassischen Generationskonfliktes. Dieser immerwährende Generationskonflikt ist trivial und nicht zu verwechseln mit dem Wertewandel, der sich ebenfalls ganz besonders in der Jugend widerspiegelt.

Der Wertewandel definiert tief greifende Veränderung in der Gesellschaft. Ändern sich unsere Wertvorstellungen, dann ändern sich auch Ethik und Moral der Gesellschaft. In diesem Prozess befinden wir uns gerade; dies zeigt sich im Vertrauensverlust von Institutionen, im steigenden Misstrauen gegenüber Banken, im Erlahmen von Wahlbeteiligungen und im generellen Bindungsverlust, der Entsol-

darisierung der Gesellschaft. Der Klebstoff wird dünner, und damit steigt das persönliche Risiko. Diagnosen der Zukunft lauten Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft, High-Speed-Kultur; viele weitere Etikettierungen zeigen plakativ, wohin der Zug in die Zukunft abgefahren ist.

Die Analyse der Erziehungsgrundsätze dokumentiert die tektonische Verschiebung der Werte deutlich. Die Prioritäten, die wir unseren Kindern mit auf den Weg geben, haben sich gewaltig verändert im Vergleich zu dem, was unsere Eltern uns ans Herz gelegt haben. Während Pflichtwerte, also sogenannte Kardinaltugenden (Sparsamkeit, Bescheidenheit et cetera), immer stärker unter die Räder kommen, entwickelt sich die Individualisierung und damit die Kultivierung der persönlichen Freiheit zum neuen zentralen Wert der „Ichlings“-Gesellschaft. Allerdings hat diese Freiheit auch einen Preis. Er heißt Verantwortung für das Ich und seine Zukunft.

Werner Beutelmeyer ist Geschäftsführer des market-Instituts in Linz. www.market.at

Christiane Raimann Konflikte klären



Foto: privat

Mediatorinnen und Mediatoren sind dafür ausgebildet, zwischen Konfliktparteien zu vermitteln. Dabei gehen wir davon aus, dass nicht der Konflikt selbst das Problem ist, sondern der Umgang damit. Im privaten Bereich denkt man schnell einmal an klassische Mann-Frau-Beziehungsprobleme, aber in Familien gibt es noch eine Vielzahl anderer Beziehungsebenen. Im Zusammenleben kommt es oft zu Konflikten zwischen Eltern und Kindern oder generell zu Konflikten zwischen den Generationen. Elternteile geraten wegen unterschiedlicher Erziehungsansichten aneinander; in modernen Patchworkfamilien reiben sich die Beteiligten wegen vertrackter Beziehungsgeflechte auf.

In der Mediation wird versucht, Kommunikationsbrücken herzustellen, damit die Mediandinnen und Medianden eigenverantwortlich und miteinander Lösungen

erarbeiten, die dann für alle lebbar sind. Wir sehen dabei den Konflikt als Chance, die es erlaubt, bisher destruktive Muster in der Kommunikation zu verändern und neue Spielregeln aufzustellen. Der konstruktive Umgang mit Konflikten ermöglicht es, sich persönlich weiterzuentwickeln.

Eine besondere Rolle spielt Mediation bei Trennung oder Scheidung. Auf Wunsch der Parteien kann eine schriftliche Vereinbarung ausgearbeitet werden, die bei Gericht als Grundlage für eine einvernehmliche Scheidung und die Regelung von Obsorge und Besuchsrecht dienen kann. Jenseits persönlicher Emotionen können zukunftsorientierte Lösungen für die Aufrechterhaltung einer intakten Elternbeziehung erarbeitet werden. Erst diese schafft eine solide Basis, um das Wohl des Kindes zu sichern. Bestens bewährt hat sich dafür auch die Co-Mediation, bei der ein/e juristisch und ein/e psychosozial geschulte/r Mediator/in eng zusammenarbeiten.

Christiane Raimann ist diplomierte Familienberaterin und Mediatorin. www.christianeraimann.at

Letztens trafen wir ...

Alexander Van der Bellen: „Es werden immer mehr Menschen, die es auf dem Arbeitsmarkt sehr schwer haben werden, die ein sehr hohes Arbeitslosigkeits- und Armutsrisiko haben werden“, stellt der Volkswirtschaftsprofessor und Parlamentarier fest.

Die Suche nach sozialer Gerechtigkeit

Gerhard Scholz

economy: *Es gibt kein gutes politisches Kabarett mehr. Es stellt sich die Frage, ob das deswegen der Fall ist, weil sich das Kabarett ohnehin live im Parlament und in bestimmten Bereichen der Politik abspielt. Wie sehen Sie das?*

Alexander Van der Bellen: Ja, spontan genauso. Nicht unbedingt im Parlament, aber wenn man sich anschaut, was beispielsweise in Kärnten über die Bühne geht ... zwölf Mio. Euro für ein mündliches Gutachten, was dann auf sechs Millionen reduziert wird – und das geht einfach so durch. Feixende Landeshauptmänner und Landesräte, die sich freuen, dass Kärnten bei dem Hypo-Deal eh nicht draufgezahlt hat – nur alle anderen. Bei solchen Szenen und dergleichen mehr muss man schon sagen, dass es ein Kabarettist heutzutage schwer hat.

Auf Youtube ist eine Parlamentsdebatte zu sehen, in der Sie Heinz-Christian Strache recht launig vorgerechnet haben, dass er die Auswirkungen seiner Vorschläge zur Steuerpolitik nicht wirklich beurteilen kann. Das war ja auch ein Renner.

Als wir aufgehört haben zu zählen, gab es bereits mehr als 60.000 Zugriffe. Das war ja nicht geplant, das hat sich aus der Situation ergeben. Meine Fraktion hat mich als Redner zu der dringlichen Anfrage der Freiheitlichen nominiert, und bei dem Versuch, mit dem Antragsteller Strache zu diskutieren, hat sich herausgestellt, dass der keinen blassen Schimmer hat, was er da eigentlich meint. Und das habe ich dann doch mit Genuss ausgekostet.

Was muss in den nächsten 20 bis 30 Jahren geschehen respektive sich ändern, damit wir wieder von



Ansichten aus dem Innenleben eines Mahnenden. Foto: Die Grünen

sozialer Gerechtigkeit und einem guten Leben träumen können?

Also, zunächst einmal müssen wir auf vernünftige Weise die Bud-

getdefizite unter Kontrolle halten, damit wir nicht in die Zinsenfalle geraten. Die Griechen haben für die Staatsanleihe, die sie soeben erfolgreich abgesetzt haben, einen Coupon von 6,1 Prozent angeboten, Österreich bietet rund vier Prozent; das geht ordentlich ins Geld, wenn man das über zehn, zwölf oder 15 Jahre rechnet. Aufgrund des Mengeneffekts haben wir deshalb schon in den nächsten Jahren – bei ohnehin steigender Verschuldung – mit Zusatzkosten in Milliardenhöhe bei den Zinsausgaben des Bundes zu rechnen. Gleichzeitig existieren die alten Probleme weiter: Wir müssen mehr Geld ausgeben für die Kindergärten, für Schulen, Universitäten, den ganzen Bildungssektor.

Können Sie die Bildungsproblematik genauer beschreiben?

Seit Jahren, ja Jahrzehnten begleitet uns dieses Problem: Was man im Kindergarten versäumt – zum Beispiel bei Kindern mit nicht deutscher Muttersprache –, wird man in der Volksschule schwer und danach schon gar nicht nachholen können. Wir wissen, dass ein Fünftel aller Schulabgänger unzureichend lesen und schreiben kann. Das muss man sich vorstellen: Ein Fünftel eines Jahrgangs – das sind 15.000 bis 20.000 Personen. Die kommen jedes Jahr neu dazu.

Ein kumulativer Effekt also.

Ja, es werden immer mehr Menschen, die es auf dem Arbeitsmarkt sehr schwer haben werden, die ein sehr hohes Arbeitslosigkeits- und Armutsrisiko haben werden. Und die mit nicht deutscher Muttersprache sind dort überrepräsentiert. Wir züchten uns hier hausgemachte Probleme heran, von denen wir wissen sollten, dass sie uns spätestens in zehn bis 20 Jahren auf den Kopf fallen werden.

Wie soll das finanziert werden?

Ich gehe so weit zu sagen: Okay, wenn das Geld nicht da ist, müssen wir eben ein paar Steuern erhöhen, denn da geht es um wesentliche Zukunftsaufgaben. Da geht es – bildhaft ausgedrückt – nicht um einen kleinen Wasserschaden in der Küche, sondern da leckt das Dach; und das muss repariert werden, sonst ist in ein paar Jahren das ganze Haus kaputt. Das sind also Dinge, die auf der Hand liegen und gar keine großen ideologischen Fragen sein sollten, sondern schlicht pragmatische Notwendigkeiten.

Noch ein letzter Punkt?

Wir brauchen eine vernünftige Einstellung zur Zuwanderung. Sozialminister Hundstorfer sagte in einer Ausschusssitzung so nebenbei, dass in Österreichs Spitälern Menschen aus 60 Nationen arbeiten. Nehmen wir das einmal zur Kenntnis, dass wir unsere Spitäler zusperrten könnten, wenn wir diese Ausländer nicht hätten. Und was täten wir in der Altenbetreuung ohne die berühmten slowakischen und ungarischen Pflegerinnen und Betreuerinnen? Länder, die sich abschotten wollen, können das machen, aber sie werden ökonomisch zurückfallen.

Sie selbst sind ja für das Thema Zuwanderung ein gutes Beispiel.

Ja, denn ich weiß selbst nie, wie ich mich bezeichnen soll: Menschen, die nicht österreichische Eltern haben und in Wien geboren wurden – sind das die Immigranten der zweiten Generation? Ich bin auch so ein Typ; und ich finde nicht, dass ich ein Parasit im Körper der Republik gewesen bin oder heute bin.

Die Langversion ...

... des Interviews finden Sie auf:

www.economy.at



Printwerber des Jahres:
SPAR Österreich



Social Advertising:
Drafftcb Partners | Amnesty International



Auto und Motor:
Jung von Matt/Donau | Mercedes Benz



Kreativer Einsatz
von Onlinewerbung:
Scoop and Spoon | Peugeot Austria



Dienstleistungen:
Jung von Matt/Donau | Austrian Airlines



Konsum- & Industriegüter:
Demner, Merlicek und Bergmann | AGRANA – Wiener Zucker

ADGAR¹⁰

DER WERBEPREIS DES VÖZ 2010
WIR GRATULIEREN DEN GEWINNERN

economy
Unabhängiges Themenmagazin für Wirtschaft und Bildung



Kreativer Einsatz von Printwerbung:
Springer & Jacoby | Österreichischer Tierschutzverein



Best Young Team:
Marco Peis & Karolina Kriechbaum | Euro RSCG



Handel:
Drafftcb Partners | Shoe 4 You Handels GmbH

Um Kassen besser. Das Original von PayLife.



Auch als
stationäre Kasse
verfügbar.



Setzen Sie auf das Original: Holen Sie sich daher jetzt Ihre neue PayLife Bankomat-Kasse. Als Wegbereiter des bargeldlosen Zahlungsverkehrs in Österreich verfügen wir über 30 Jahre Erfahrung. Erfahrung, durch die wir selbst am einkaufsstärksten Einkaufssamstag der Geschichte 2,2 Millionen Transaktionen ohne einen einzigen Fehler abwickeln konnten.

Mehr Infos unter www.paylife.at/vertragspartner

PayLife. Bringt Leben in Ihre Kasse.